Die Summa

der

Heiligen Schrift.

Die Summa der Heiligen Schrift.

Ein Zeugniß aus dem Zeitalter der Reformation für die Rechtfertigung aus dem Glauben.

Herausgegeben
von
Karl Benrath,
Professor an der Universität Bonn.

Leipzig, 1880.
Verlag von C. Fernau.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

Einleitung des Herausgebers.

I.

„Hier hast du, Leser, eine Schrift, die, nach drei langen Jahrhunderten der Vergessenheit und während sie für immer unter den Ruinen, welche die Inquisition aufgehäuft hat, vergraben zu sein schien, aufs Neue ans Licht emportaucht. Sie hat zu jener Zeit manches eingeschläferte Gewissen geweckt; sie hat heftigen Widerspruch unter Gelehrten, auf offener Straße und auf der Kanzel hervorgerufen, und sie hat selbst auf dem Scheiterhaufen dafür büßen müssen, daß sie den Zorn der Priester in so hohem Maße gereizt hat.“ Mit diesen Worten leitet der Herausgeber des „Sommario della Sacra Scrittura“, der italienischen Ausgabe vorliegender Schrift, den 1877 in Florenz erschienenen Neudruck derselben ein. Er zeichnet damit kurz aber treffend die Geschichte, welche dieses merkwürdige Erzeugniß der Reformationszeit in seinem italienischen Gewande jenseit der Alpen hat durchmachen müssen. Diese Geschichte ist

zu bezeichnend für die Bedeutung des Büchleins selbst, als daß sie nicht in ihren Hauptzügen hier mitgetheilt werden sollte.

Ein Chronist der Stadt Modena berichtet, daß im December 1537 der dortige Adventsprediger P. Serafino von der Kanzel herab Klage darüber erhob, daß auch in Modena die „lutherischen Irrlehren“ anfingen, sich zu verbreiten. Zum Beweise dafür wies er ein vor nicht langer Zeit in die Stadt gebrachtes Büchlein vor, welches voll sei von solchen Lehren. Er hatte es, so erzählt der Chronist, in dem Besitze einer vornehmen Frau, der Wittwe des Grafen Claudio Rangone, gefunden, hatte es an sich genommen und im Verein mit dem Inquisitor genau geprüft und endlich beschlossen, es dem Vikar des Bischofs zu übergeben, damit der ausfindig mache, wer es geschrieben oder in die Stadt eingeführt habe. Der Chronist berichtet weiter, daß er selber das Büchlein bereits besaß; da er nun hörte, daß es voll von Irrthümern sei, so brachte er es nach jener Predigt vorsichtiger Weise dem Händler zurück und ließ sich den dafür gezahlten Preis wieder erstatten. Es gelang dem Inquisitor von Modena nicht, den Verfasser ausfindig zu machen. Auf den Mitgliedern der dortigen literarischen Akademie der Grillenzoni blieb der Verdacht haften, daß es aus ihrer Mitte hervorgegangen sei. Im Februar 1538, bei Gelegenheit eines Hochzeitsfestes im Hause Eines der Akademiker, erlaubten sich dann zwei maskirte Personen offen mit heftigen Worten

gegen den Prediger des letzten Advents loszuziehen, weil er ein Büchlein für ketzerisch erklärt habe, zu dessen Vertheidigung zwölf gelehrte Männer in Modena bereit seien. Ja, der Sturm, den die Schrift hervorgerufen, pflanzte sich noch weiter fort — kommt doch der Chronist wieder unter dem 28. Mai 1539 darauf zurück, daß man einen der Akademiker für ihren Verfasser hielt und setzt dann hinzu, daß das „Sommario" in Rom verbrannt wurde und daß Papst Paul III. erzürnt die Excommunication über die Akademie verhängen wollte.

Diese Nachrichten[1] über die Geschichte unserer Schrift in Italien sind keineswegs die einzigen, die uns noch zugänglich sind. Im Gegentheil, die Schrift findet sich häufig genug erwähnt, und das Jahr 1537 ist auch nicht das erste, in welchem ihr Vorhandensein jenseit der Alpen constatirt werden kann. Nach der Angabe Pier Paolo Vergerio's in seiner Ausgabe des ältesten gedruckten Verzeichnisses verbotener Schriften, wie der päpstliche Legat della Casa in Venedig es zusammengestellt hatte, wurde das „Sommario" „nunmehr seit mehr als fünfzehn Jahren in Italien gelesen" — eine Angabe, die auf spätestens 1534 als die Zeit des ersten Erscheinens dortzulande hinweist, da Vergerio jenes Verzeichniß 1549 herausgegeben hat. Den Verfasser kennt auch er

[1] Sie sind enthalten in der Chronik des Tomaso de' Bianchi detto de' Lancillotti (Cronaca Modenese, Parma 1862 ff.), aus welcher schon Tiraboschi in der Biblioteca Modenese geschöpft hat (Bd. I, S. 6 ff.).

nicht. Er erwähnt nur, daß der fromme Bischof Giberti von Verona „es als sehr nützlich angesehen habe für diejenigen, welche kein Latein verstehen, und daß von ihm einigen Gelehrten in seiner Umgebung der Auftrag ertheilt worden sei, einige Punkte in einem Anhange näher zu erklären.“[1] Uebrigens ist nicht einmal das in Venedig 1549 erschienene Verzeichniß das erste gewesen, welches unsere Schrift der Lektüre der Katholiken entziehen will: schon 1545 war in Lucca das „Sommario“ neben einigen anderen Schriften verboten worden,[2] und ein ähnliches Edikt hatte der Bischof Soranzo 1547 für die Diöcese Bergamo erlassen.[3]

Alle diese Gegner unserer Schrift halten dieselbe augenscheinlich für eine ursprünglich italienisch geschriebene. Diese Annahme kann nicht befremden, wenn man in Betracht zieht, daß der Titel, wie ihn z. B. jener Chronist seinem vollen Wortlaute nach mittheilt, gar keine Andeutung über die Herkunft der Schrift giebt und also jene Annahme zu bestätigen scheint. Fragen wir weiter, ob dasjenige kirchliche Institut, welches am ehesten und häufigsten mit unserer Schrift als einer „ketzerischen“ zu thun hatte, — nämlich die Inquisition — Auskunft über den Verfasser ertheilen kann. Genannt wird die

[1] . . . che dovessero in poche carte dicchiarire meglio certi luochi, et furno dicchiariti, et stampati dietro al Sumario. S. Il catalogo de' Libri etc. Sign. g 6.

[2] Archivio Storico Italiano, X, S. 168.

[3] Vgl. Scuola cattolica 1875, Septemberheft.

Schrift nicht selten in den Akten der Inquisition in Italien aus dem sechzehnten Jahrhundert, soweit sie uns jetzt zugänglich sind. Wenn dort die Angeklagten nach den Schriften reformatorischen Inhalts gefragt werden, welche sie gelesen haben oder besitzen, und deren Besitz allein schon einen schwerwiegenden Verdachtsgrund gegen ihre Rechtgläubigkeit abgab — so wird neben dem Büchlein „Von der Wohlthat Christi" und anderen auch unsere Schrift mehrfach namhaft gemacht. So gesteht z. B. Francesco Spiera im Verhör vom 24. Mai 1548: „Es könnte sein, daß ich das ‚Sommario della Scriptura' hätte", und Messer Pietro Cocco erklärt im Jahre 1551: „Ich habe keine anderen ketzerischen Schriften gelesen, als das ‚Sommario' und das ‚Büchlein von der Wohlthat Christi'".[1] Und schon früher (1546?), als die venetianische Inquisition Zeugen verhörte, um dem damals noch im bischöflichen Amte befindlichen P. P. Vergerio den Prozeß zu machen, sagte einer der Zeugen aus, daß Vergerio sich im Besitz des „Sommario" befunden habe.[2] Auch der im März 1564 in Neapel um seines evangelischen Glaubens willen

---

[1] Staatsarchiv in Venedig, Processi del Sant' Uffizio, Busta X. Die Aussage Spiera's auch gedruckt in: Francesco Spiera, Episodio della Riforma in Italia, narrato da Emilio Comba, Florenz 1873. (Appendice, S. 111).

[2] Vgl. die Mittheilungen aus den Prozeßakten: Episcopi Iustinopolitani Informatio in Rivista Cristiana, 1873, S. 310, n. 16.

verbrannte Giovanni Francesco Alvisi hat sich im Besitz unserer Schrift befunden.[1]

Es ist erklärlich, daß auf eine reformatorische Schrift, die so große Verbreitung in Italien fand, sich bald die Aufmerksamkeit der Gegner gerichtet hat. Jener Prediger in Modena, welcher das „Sommario" 1537 öffentlich denuncirte, sollte 1544 einen würdigen Nachfolger in dem Dominikanerpater Fra Ambrogio (Caterino Politi) finden — demselben, der schon 1520 eine Lanze „gegen die gottlosen und sehr verderblichen Irrlehren Martin Luthers" eingelegt hatte. Jetzt ließ er unter Anspielung auf den Titel unserer Schrift eine „Summarische Resolution" gegen das „schismatische, ketzerische und pestilenzialische Büchlein" ausgehen. Dieselbe wurde in Rom gedruckt[2] und enthält, neben manchen niedrigen Ausfällen des fanatischen Verfassers gegen die reformatorische Richtung und ihre Vertreter überhaupt und einem mißglückten Versuche, unsere Schrift zu widerlegen, noch eine Anzahl von neuen Mittheilungen über ihr Schicksal jenseits der Alpen, die nicht ohne Belang sind. Demnach ist die Schrift „aus mehreren Städten Italiens

[1] Vgl. den Bericht des Vicekönigs von Neapel an Pilipp II. von Spanien „Sobre las cosas de la religion", bei Boehmer, Cenni biografici sui fratelli Valdez (Halle 1861) S. 602.

[2] Resolutione Sommaria contra le conclusioni Luterane estratte d'un libretto senza Autore, intitolato, Il Sommario dela sacra scrittura; Libretto scismatico, heretico e pestilente. In Roma, Ne la contrada del Pellegrino M. D. XLIIII.

verbannt und in Bologna verbrannt worden", während andrerseits „der eine und andre gut katholische Gelehrte sich die Mühe genommen hat, sie durchzusehen und zu verbessern". Trotzdem, fährt Fra Ambrogio fort, höre „die unglaubliche und schamlose Frechheit der Ketzer, das Buch immer wieder neu zu drucken und unter dem Volke zu verbreiten" noch nicht auf, und besonders in Neapel werde dasselbe ohne Hinderniß veröffentlicht und überall verbreitet. Fra Ambrogio schließt mit den folgenden, an die Stadt Neapel gerichteten Worten: „Ich könnte noch an vielen anderen Punkten den Verfasser angreifen, allein ich bin's müde, dieses wilde Thier zu verfolgen. Aber aus dem Gesagten kannst du erkennen, daß er, wie auch sein Buch, nichts als Gift ist, ob er wohl einige Wahrheiten hineingemischt hat. Aber Beide — der Verfasser sowohl wie das Buch — haben ein hübsches Feuer wohl verdient. Neapel, ich habe dich hiermit gewarnt, indem ich dich darauf hinwies — willst du die Augen öffnen, so hüte dich nun!"

Und so wird man sich denn auch nicht darüber wundern, daß unsere Schrift, wenn sie als so gefährlich auf Seiten der Gesinnungsgenossen eines Fra Ambrogio angesehen wurde, mit allen Mitteln unterdrückt und der Verbreitung in Italien entzogen worden ist. Den Verfasser kennt die Inquisition nicht, aber auf jedem ihrer Verzeichnisse verbotener Schriften, von dem della Casaschen Index von 1548 oder 1549 bis zu dem römischen offi-

ziellen von 1559 und seinen Nachfolgern, findet sich unser „Sommario“ eingeschrieben.[1] Es ist ihm darin gerade so ergangen, wie der herrlichen kleinen Schrift „Von der Wohlthat Christi“, die von ähnlichem Geiste durchweht ist. Beide sind seitens der Inquisition mit so großem Erfolge aufgesucht und vernichtet worden, daß es bis heute nicht hat gelingen wollen, in Italien auch nur ein einziges Exemplar von ihnen aus jener Zeit aufzufinden. Und doch war dort das Büchlein „Von der Wohlthat Christi“ nach Bergerio's Zeugniß in den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in mehr als 40,000 Exemplaren verbreitet, während andrerseits bezüglich unserer „Summa der heiligen Schrift“ schon die obige Aeußerung Fra Ambrogio's, von dem „immerwährenden Neudrucken und Verbreiten“ derselben — und das fast zehn Jahre nach ihrem ersten Auftauchen! — einen Schluß auf sehr weitreichende Verbreitung ziehen läßt. In der That lassen sich dem entsprechend noch mehrere italienische Ausgaben aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nachweisen. Zunächst diejenige, welche in Händen des ängstlichen Lancillotti in Modena gewesen ist. Er hat sie in seiner Chronik genau beschrieben: sie umfaßte 31 Kapitel auf 96 Seiten (Blättern?). Verschieden von ihr ist diejenige Ausgabe, nach welcher 1877 der Neudruck in Florenz veranstaltet worden ist: diese,

[1] Index della Casa's, 1548 oder 1549 (Neudruck desselben von Vergerio 1549). — Index des Arcimboldo, Mailand 1554. — Venetianischer Index, 1554. — Index Paul's IV., Rom 1559, u. s. w.

in dem Exemplar der Züricher Stadtbibliothek vertreten und darin dem Unterzeichneten vorliegend, besteht aus 128 Blättern in Duodezformat, während der Titel und die Kapitelzahl ganz mit denen der erstgenannten übereinstimmen. Und von diesen beiden Ausgaben ist wieder eine dritte verschieden, zu welcher ein jetzt verschollenes, bei Riederer in den Nachrichten zur Gelehrten- u. s. w. Geschichte (IV., 121; 241 f., Altdorf 1768) beschriebenes Exemplar gehörte, während die auf Giberti's Anordnung herausgegebene eine vierte repräsentirt.

Was wir so über die italienischen Ausgaben unserer Schrift und ihre Geschichte im sechzehnten Jahrhundert haben beibringen können, sind zwar nur dürftige Niederschläge eines reichen und vielgestaltigen Lebens, aber sie spiegeln doch in eigenthümlicher Weise den großen Einfluß wieder, welchen die Schrift einst auf die reformatorische Bewegung in Italien gehabt hat. Dieser Einfluß ist um so mehr ausschließlich ihren inneren Vorzügen, der Einfachheit und Entschiedenheit, womit sie die evangelische Grundanschauung von der Rechtfertigung aus dem Glauben vertritt, zuzuschreiben, da unsere Schrift gar kein Produkt der italienischen Reformation, wie z. B. die Schrift „Von der Wohlthat Christi", war, sondern erst durch Uebersetzung dem italienischen Volke hat nahe gebracht werden müssen. Darf man von dem lauten, allseits ertönenden, lange anhaltenden feindlichen Widerhall auf die Stärke des ursprünglichen Tones schließen, so muß der Eindruck, den gerade diese reformatorische

Schrift in Italien gemacht hat, ein ungemein tiefer gewesen sein. Man hat damals auch andere reformatorische Schriften, ja Luthers eigene Hauptschriften vom Jahre 1520 „An den christlichen Adel", und „Von der Freiheit des Christenmenschen" in das Italienische übersetzt — aber soviel Aufsehen wie die unsrige hat keine einzige sonst in Italien gemacht, und ein so langes und einflußreiches Leben ist keiner andern beschieden gewesen.

II.

Wenn nun die Schrift nicht italienischen Ursprungs ist — woher stammt sie denn? aus welcher Sprache ist sie in das Italienische übersetzt worden?

Wir sind in der Lage, zunächst mit voller Bestimmtheit auf die zweite dieser Fragen zu antworten: die italienische Ausgabe ist nach einer französischen Redaktion hergestellt worden. Als der Unterzeichnete von dem Herausgeber der **Rivista cristiana**, der in Florenz erscheinenden wissenschaftlichen Monatsschrift des italienischen Protestantismus, Nachricht von der glücklichen Auffindung des „Sommario" in Zürich durch Prof. Ed. Boehmer erhalten hatte, zögerte er nicht, das literarisch interessirte Publikum in Deutschland mit dem Funde und seiner Bedeutung bekannt zu machen. Zugleich machte er — im Feuilleton der Nationalzeitung vom 18. Januar 1877[1] — darauf aufmerksam, daß im Britischen Museum eine

[1] Vorher schon gelegentlich in den „Quellen der ital. Ref.-Geschichte" S. 14. (Bonn 1876).

französische Ausgabe der Schrift vom Jahre 1523 vorhanden sei. Keinem, der die Geschichte der reformatorischen Bewegung in Italien und ihre Literatur kennt, konnte die fast schon entscheidende Bedeutung dieses letzteren Umstandes entgehen. War die Schrift wirklich schon 1523 vorhanden — und die Thatsache, daß diese Jahreszahl mit Buchstaben und nicht mit Ziffern bezeichnet war, schloß die Annahme eines etwaigen Druckfehlers aus —, so zeigte es sich bei ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit von vornherein kaum möglich, sie einem italienischen Autor zuzuschreiben, da dort die Bewegung erst später solche Früchte hat tragen können. Und in der That, eine genaue Untersuchung und Vergleichung der beiden Texte[1] hat das gesicherte Resultat ergeben, daß wir in der italienischen Ausgabe eine Uebersetzung des französischen Textes vor uns haben. Ist denn nun dieser Text der ursprüngliche? wem haben wir ihn zu verdanken? wann ist er entstanden? Diese Fragen drängen sich uns wieder als ebenso viele Probleme auf, da auch die französische Ausgabe den Namen des Verfassers nicht nennt. Ehe ich auf dieselben eingehe, will ich die wenigen Nachrichten zusammenstellen, die sich uns über die Geschichte der

---

[1] Ich verweise auf die Besprechung des „Sommario" von Dr. Düsterdieck, Göttinger Gel. Anzeigen 1878, St. 25, sowie meine Untersuchung in den „Jahrbüchern für protestantische Theologie", Leipzig 1881. Auch bezüglich der ferneren hier in Betracht kommenden Fragen wird man dort eingehende Erörterungen finden, die hier einzufügen der Raum nicht gestattete.

„Summe de l'Escripture saincte" — denn so lautet der Titel dieser französischen Ausgabe — im sechzehnten Jahrhundert in Frankreich noch darbieten.

Das älteste Verzeichniß verbotener Bücher, welches 1544 in Frankreich durch den Druck veröffentlicht wurde, enthielt unsere Schrift wahrscheinlich nicht.[1] Wohl aber ist sie in dem Catalogue des livres examinez et censurez par la Faculté de Theologie de l'Université de Paris suyuant l'Edict du Roy. Publié en la Court de Parlement, le troisiesme iour de Septembre, 1551 unter denjenigen französischen Schriften verzeichnet, deren Verfasser ungewiß oder unbekannt sind. Der Titel wird dort vollständig wiedergegeben, aber das Jahr des Erscheinens fehlt. Es war damals außer der Ausgabe von 1523 mindestens noch eine französische Ausgabe, und zwar von 1544, vorhanden, wie sich daraus ergiebt, daß unter einer Anzahl von Schriften, welche 1545 in Toulon bei dem der Ketzerei verdächtigen Apotheker Drilhon mit Beschlag belegt wurden, sich auch „La Somme de l'escripture saincte" mit der Jahreszahl 1544 befand[2]

[1] Ich verdanke diese Mittheilung meinem verehrten Collegen Prof. Reusch, welcher eben die Früchte seiner vielseitigen Studien auf dem Gebiete der Index-Literatur zu veröffentlichen gedenkt. Das Pariser Original von 1544 ist auch ihm nicht zugänglich gewesen; allein er hat constatirt, daß die Schrift in dem Antwerpener Abdruck von 1545 nicht erwähnt ist.

[2] Vgl. Revue des Sociétés savantes de la France (1879) 5ème Série. T. IV, p. 427 ff. Der Titel ist hier in folgender

— eine Ausgabe, welche in einem Exemplare auf der Stadtbibliothek in Lübeck vertreten ist. Zu einer verhältnißmäßig frühen Zeit hatte die Pariser Sorbonne als Wächterin des katholischen Glaubens sich mit dieser gefährlichen Schrift in ihrer französischen Form beschäftigt. Da das Edikt Franz' I. vom 13. Juni 1521, welches den Druck und die Einführung reformatorischer Schriften in Frankreich auf das strengste untersagte, doch die „Summe" nicht hatte fernhalten können, so hatte sie zwischen 1544 und 1551 unsere „Summe" auf diejenige Liste verbotener Schriften gesetzt, welche dann in Begleitung des königlichen Ediktes von 1551, welches befahl, sie aufzusuchen und einzuliefern, in der obigen Publikation erschien. Auch noch ein anderes derartiges Verzeichniß, welches entweder 1542 oder (wahrscheinlicher) 1548 von dem Inquisitor Vidal von Bécanis in Toulouse zusammengestellt worden ist, enthält unter den 77 Schriften, die es proscribirt, die „Somme de la Saincte Escriture"[1].

Form wiedergegeben: La somme de l'escripture saincte, enseignant la vraye foy, par laquelle sommes justifiez, avec quelques aultres volumes empaquetez, 1544. Das Bulletin de la Société de l'hist. du prot. français 1879, S. 417 ff. hat die betr. Mittheilung abgedruckt.

[1] Dieses merkwürdige Verzeichniß ist von Herrn de Fréville aufgefunden und unter der Ueberschrift: Un Index du XVIme Siècle in dem Bulletin de la Société de l'histoire du Protestantisme français, Paris 1853, S. 437 ff; 1854, S. 15 ff. veröffentlicht worden.

Und nun stellen wir abermals die Frage, ob denn unsere Schrift ursprünglich französisch geschrieben worden ist? — Diese Frage läßt sich erst beantworten, nachdem wir vorab von zweierlei anderweitigen Ausgaben Kenntniß gewonnen haben.

Es giebt nämlich von der „Summa" noch gleichzeitige Ausgaben in englischer und holländischer Sprache. Von den erstern besitzt die Universitätsbibliothek in Cambridge vier, das Britische Museum in London noch eine fünfte, und selbst mit dieser scheint die ganze Zahl der damals erschienenen englischen Ausgaben noch nicht erschöpft zu sein[1]. Auf wie bedeutenden Einfluß läßt eine solche Verbreitung auch in England schließen! Und zwar fiel diese Verbreitung offenbar gerade in die Zeit der Entscheidung, in den letzten Theil der Regierungszeit Heinrich's VIII. und unter Edward VI., als es sich jenseit des Kanales darum handelte, ob und wieweit man sich der festländischen Reformation anschließen würde. Die erste Spur von dem Vorhandensein einer englischen Ausgabe nämlich weist in das Jahr 1529 zurück, und was wir da hören, ist des Inhalts, daß es das Schicksal unserer Schrift in

[1] Wenigstens ist wahrscheinlich, daß die bei Ames, Typographical Antiquities IV, S 48 notirte „Summe of the holy Scripture", 1547, bei John Day, nicht mit einer der obigen fünf Ausgaben identisch ist. Möglich ist auch, daß Ames a. a. O. S. 314 (A bryfe Summe of the whole Bible) und S. 225 (The ordinarye for all faithfull Christians) noch zwei Ausgaben unserer Schrift notirt.

englischer Redaktion dem der italienischen und französischen Ausgaben sofort an die Seite stellt: die Lektüre der Schrift als einer ketzerischen wird verboten! Am 5. November 1529 (oder 1530?) fand in der Paulskirche in London eine Synode des Klerus der Kirchenprovinz Canterbury statt, in welcher unter anderm einige Bestimmungen gegen Ketzer und ketzerische Bücher getroffen wurden. Einige der letzteren werden aufgezählt, darunter „The somme of Scripture". Es heißt von ihnen, daß sie, „voll von zahllosen Irrthümern und pestilenzialischen Ketzereien, in Kurzem die arglose Heerde des Herrn anstecken würden, wenn man ihre Lektüre gestattete." Und am 24. Mai 1530 fand auf Befehl des Königs unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Canterbury eine Versammlung von geistlichen Würdenträgern statt, welche durch ein besonderes Edikt einige englisch erschienene Bücher, darunter auch „The Sum of Scripture" als ketzerisch bezeichnete und die in ihr enthaltenen „Irrlehren und Ketzereien", 92 an der Zahl, herausstellte. Es wurde noch bestimmt, daß die Prediger von der Kanzel herab davor warnen sollten[1].

Dabei hat, wie die Angabe der Blattzahlen für jene 92 „Irrlehren" beweist, diejenige Uebersetzung der „Summa" vorgelegen, welche 1529 erschien und von welcher ein Exemplar in Cambridge vorhanden ist. Nach dieser sind

[1] Die Synodalbeschlüsse sowohl wie das Edikt werden mitgetheilt in Concilia Magnae Brit. et Hib. III, S. 717 und 727.

dann die übrigen Ausgaben veranstaltet, drei davon bis auf Geringes mit dieser ältesten übereinstimmend, während die vierte, im Britischen Museum vorhandene und 1548 in London gedruckte, um fünf Kapitel (17—21) gekürzt worden ist.

Wenn wir der Geschichte der Oxforder Gelehrten[1] trauen dürfen, so hat Simon Fish (Fishe), bekannt als Verfasser von reformatorischen Schriften, diese Uebersetzung angefertigt und zwar — wie ausdrücklich dort bemerkt wird — aus dem Holländischen (from the Dutch). Somit wäre denn endlich ein fester Ausgangspunkt für Den, der die Herkunft der Schrift feststellen soll, gefunden. Freilich darf die obige Angabe uns nicht des Versuches überheben, die Frage nach der Herkunft unsrer Schrift selbständig zu lösen.

III.

Eine holländische (mittelniederdeutsche) Ausgabe der Schrift liegt mir vor[2]. Allein es ist nicht die erste, welche erschien. Das zeigt der Zusatz auf dem Titel: „jetzt wieder sehr sorgfältig verbessert.“ Der Titel giebt das Jahr des Druckes an (1526), aber weder den Namen

[1] Athenae Oxonienses von A. Wood. 2. Ausg. London 1721, Bd. I, S. 26.

[2] Den Titel derselben s. in der Beilage, wo sich außer ihm noch facsimilirt finden: der Titel der französischen Ausgabe von 1523 (Basel, bei Wolff), der Titel der italienischen Ausgabe nach dem Züricher Original und derjenige der englischen von 1529.

und Wohnort des Druckers, noch den Namen des Verfassers. Suchen wir zunächst die chronologische Frage zu erledigen. Wann ist diese „Summa der godlyker Scrifturen“ zuerst erschienen? — Darauf läßt sich zunächst antworten, daß dieselbe vor dem 23. März 1524 bereits vorhanden gewesen sein muß, weil ein unter diesem Datum erlassenes „Plakkaat“ des Kaisers Karl's V. bez. der Statthalterin Margaretha, sie ausdrücklich namhaft macht, indem es ihre Lektüre verbietet und Allen, die Exemplare von ihr haben, befiehlt, dieselben abzuliefern[1]. Auch über den Buchdrucker oder Händler, der diese Ausgabe hergestellt hatte oder vertrieb, läßt sich aus einem Urtheil, welches der holländische Gerichtshof noch in demselben Jahre fällte, Auskunft erlangen: es war Jan Severs in Leiden, ein Mann, der schon längere Zeit dort ansässig war, und der gerade in der letzten Zeit viel mit „ketzerischen“ Schriften gehandelt hatte[2].

Durch diese beiden Daten kommen wir der Zeit der französischen Ausgabe 1523 sehr nahe. Schon jetzt steht nichts im Wege, dasselbe Jahr für das erste Erscheinen der holländischen Ausgabe festzusetzen. Aber darüber hinauf dürfen wir unsere Schrift auch nicht rücken, denn ihr 26. Kapitel ist nichts anderes als eine theils wört-

---

[1] S. das dritte Memorial von A. Sandelijn, f° 37 (nach de Hoop Scheffer, Geschiedenis der hervorming in Nederland).

[2] Urtheil vom 13. Juli 1524 in den „Crimineele Sententien 's Hofs van Holland.“

liche, theils abkürzende Uebertragung aus der Schrift Luther's „Von weltlicher Obrigkeit“, welche zu Anfang des Jahres 1523 erschien[1]. Wenn also die niederländische Schrift unter Benutzung von Luthers genannter Abhandlung geschrieben und sodann der noch 1523 gedruckten französischen Ausgabe zum Grunde gelegt worden ist, so muß ihr eigenes Erscheinen in die Zwischenzeit, also etwa in die Mitte des Jahres 1523, fallen.

Es drängt sich nun dem Leser der Wunsch, ja die Nothwendigkeit auf, die Frage der Priorität, welche zwischen den beiden allein noch auf dem Kampfplatze gebliebenen Ausgaben, der niederländischen und der französischen, sich erhebt, jetzt definitiv entschieden zu sehen. Indem ich für die Einzelausführungen der Vergleichung und der literarhistorischen Untersuchung wieder auf die S. XIII, A. 2 angeführte Untersuchung verweise, stelle ich die Hauptpunkte und Resultate hier zusammen.

Zunächst ergiebt sich, daß der Wortlaut der französischen Ausgabe von 1523 zwar im Wesentlichen mit dem der holländischen von 1526 parallel läuft, daß er aber doch an zahlreichen Stellen kurze, bisweilen auch längere, Erweiterungen aufweist. Diese Erweiterungen haben mit einander gemeinsam, daß sie nur bestimmt sind, den jeweiligen Ausdruck zu ergänzen, zu präcisiren, zu erklären oder von anderer Seite zu beleuchten, nicht aber, einen neuen Gedanken in den Zusammenhang ein-

[1] Ihre Widmung an Herzog Johann von Sachsen ist vom Neujahrstag 1523 datirt. Luther's WW. Erl. Ausg. Bd. 22, S. 60 ff.

zufügen. Aus vielen Beispielen greife ich eins heraus. Im zwanzigsten Kapitel wendet der Verfasser sich gegen die Unsitte, nach welcher die Nonnen beim Gottesdienst ihre Lesestücke in lateinischer Sprache ablesen, obwohl sie dieselbe nicht verstehen. Er fährt fort: „Es wäre ihnen weit nützlicher, wenn sie dieselben in deutscher Sprache" — „in einer Sprache, die sie verstehen", sagt die französische Redaktion, — „läsen; denn wenn der Geist nicht auf Gott gerichtet ist, so hilft das Singen oder Lesen nichts. Gefiele Musik, ohne daß man etwas dabei denkt, Gott wohl, so würden die Vögel, die Lauten und die Harfen auch Gottes Wohlgefallen auf sich ziehen." Hier fügt der französische Text noch bei: „Aber wenn etwa durch die musikalischen Instrumente Gottes Wohlgefallen erregt wird, so geschieht das nicht um der Instrumente willen, sondern weil wir unsern Glauben bezeugen, indem wir Gott durch sie preisen und ihm danken". Kleinere derartige Zusätze in der französischen Ausgabe, welche oft nur aus Einem Worte bestehen, sind überaus häufig und gehen bis in die Ueberschriften hinein, wie denn z. B. als Ueberschrift zu Kap. 23 der holländische Text hat: „Wie die Eltern ihre Kinder christlich erziehen sollen" — während der französische und nach ihm der italienische erweiternd schreiben: „Wie die Eltern ihre Kinder nach dem Evangelium unterweisen und erziehen sollen."

Derartige Ungleichheiten erklären sich viel leichter, wenn man annimmt, daß sie bei der Uebersetzung durch Zusätze entstanden sind, welche dem Gedanken eine kleine

Nüancirung oder Ergänzung geben sollten, als umgekehrt durch die Annahme, daß sie durch absichtliches Kürzen entstanden seien. Die höhere Wahrscheinlichkeit, das Original vor sich zu haben, liegt in solchem Falle ohne Zweifel auf derjenigen Seite, welche durchgehends die kürzere Fassung aufweist. Aber es kommt noch ein sehr gewichtiges, den Inhalt betreffendes Moment hinzu, welches ebenfalls für die Priorität der niederländischen Ausgabe eintritt.

Das einundzwanzigste Kapitel handelt „Von den Schwesterklöstern und vom Leben der Schwestern." Diese „Schwestern" sind dem Verfasser keineswegs mit den „Nonnen" identisch, sonst würde er sie nicht in getrennten Kapiteln (20 und 21) behandeln. Werden doch vielmehr schon gleich zu Anfang unseres 21. Kapitels die „Schwesterhäuser" den „Nonnenklöstern" entgegengestellt und bezüglich der „Schwestern" ausdrücklich bemerkt, daß „ihr Leben mehr mit dem Evangelium zu stimmen scheine." Und fragt man, wodurch dieses günstigere Vorurtheil hervorgerufen werde, so sagt unser Verfasser: Dadurch, daß sie von ihrer Hände Arbeit leben und einander in Liebe dienen. Es mag darauf hingewiesen werden, weil es vielleicht geeignet ist, Licht auf die Stellung des ungenannten Verfassers zu werfen, daß derselbe gerade hier, indem er von den „Schwestern" redet, sich erwärmt und Jene anredet „meine lieben Schwestern" — aber auch darauf, daß er gegen die Nachtheile und Fehler solcher Lebensweise keineswegs blind ist, sondern

die auch bei den „Schwestern" sich geltend machende Neigung zu äußerlichen Dingen und die Ueberschätzung derselben mit Entschiedenheit tadelt.

Diese „Schwestern" und „Schwesterhäuser" nun sind eine spezifisch niederländische Erscheinung jener Zeit, und von ihnen würde nimmermehr ein französischer Autor zu einem französischen Publikum als von einer allgemein bekannten Einrichtung ohne weitere Erklärung reden können. Wenn sie gegen Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert auch außerhalb Hollands vorkommen, so ist dies doch in größerer Anzahl nur in Gebieten der deutschen Zunge der Fall, nirgends compakt da, wo man französisch redet. Diese „Schwesternverbindungen" sind nicht etwa mit den Tertiarierinnen des Franciscanerordens oder den Clarissen zu verwechseln, sondern sie sind aus der echt deutschen religiösen Bewegung hervorgegangen, welche in dem frommen Gerhard Groot und den Vereinigungen, die sich an seinen Namen knüpfen, schon im vierzehnten Jahrhundert ihren Ausdruck gefunden hat — einer Bewegung, die dann, echte Frömmigkeit und eine dem hierarchischen Kirchenwesen abgeneigte Geistesrichtung pflegend, einen der wichtigsten Faktoren bei der Vorbereitung der Reformation insbesondere in den Niederlanden gebildet hat.

IV.

Es scheint mir, daß damit die Frage nach der Herkunft unserer Schrift erledigt und die niederländische

Redaktion als Original sichergestellt ist. Gehen wir nun, um die gewonnenen Resultate zu sammeln und neue vorzubereiten, den Weg, den unsere Untersuchung genommen hat, rückwärts. Die „Summa der godlyker Scrifturen“ ist, wie die Benutzung jener Luther'schen Schrift zeigt, gegen die Mitte des Jahres 1523 zuerst und zwar wahrscheinlich in Leiden bei Severs erschienen und dann sofort in's Französische übersetzt und in Basel gedruckt worden. Unter Zugrundelegung der französischen Uebersetzung ist, vermuthlich zu Anfang der dreißiger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, eine italienische Uebersetzung angefertigt worden, die in verschiedenen Ausgaben weit in Italien verbreitet wurde und nachweisbaren Einfluß auf die reformatorische Bewegung jenseits der Alpen gehabt hat. Mittlerweile war 1529 auch eine englische Uebersetzung erschienen, die zwar auch von den Anhängern des alten Kirchenthums verfolgt, aber trotzdem so vielfach in England verbreitet wurde, daß sich außer jener ersten Ausgabe von 1529 noch heute die Repräsentanten von wenigstens vier anderen dort vorfinden. Ob diese englische Redaktion in der That auf Grund des niederländischen Originals oder nicht vielmehr nach der französischen Uebersetzung desselben angefertigt worden ist, wäre eine Frage von Interesse; allein es würde uns hier zu weit führen, wenn wir auf dieselbe näher eingehen wollten.

Dagegen sind wir gehalten, auf die wesentliche Verschiedenheit im Texte eines Kapitels, wie er sich in der

niederländischen Ausgabe auf der einen und in sämmtlichen Uebersetzungen auf der anderen Seite findet, ausdrücklich hinzuweisen. Es ist dies Kapitel 29, welches die schwierige Frage erörtert, ob Kriegführen dem Christen gestattet sei, eine Frage, welche bekanntlich gerade um die Zeit der Entstehung unserer „Summa" an mehreren Orten lebhaft verhandelt wurde. Luther selbst hatte schon in jener Schrift „Von weltlicher Oberkeit" eine Antwort auf die Frage gegeben. Wie sehr er auch den Krieg beklagt und wie entschieden er Empörung gegen die Obrigkeit und Kriegführen um selbstsüchtiger Ursachen willen verwirft, so kann er doch nicht umhin zuzugeben, daß auch dem Christen das Kriegführen geboten sei, wenn es sich darum handle, die Guten zu vertheidigen oder dem Bösen zu wehren. Luther hat später, im Jahre 1526, nochmals Veranlassung genommen, sich über diese Frage zu äußern und zwar in der Abhandlung: „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande sein können" (Erl. Ausg. Bd. 22. S. 244—289). Hier nimmt er principiell den nämlichen Standpunkt ein wie in jener ersteren Schrift, auf die er auch (S. 248) ausdrücklich zurückweist. Aber er führt Einzelnes noch genauer aus und spricht sich dabei auch über Zweierlei aus, was aus der heiligen Schrift hergenommen werden kann, um die beregte Frage zu beleuchten. Erstens über die Antwort Johannes des Täufers an die Kriegsleute, die ihn fragen, was sie thun sollen um selig zu werden. Luther erblickt in der Art, wie der Täufer den Fragestellern Bescheid

giebt, die Bestätigung dafür, daß das Kriegshandwerk an sich nicht unrecht sei, sondern nur sein Mißbrauch, und indem er darauf hinweist, hebt er den Täufer als „den größten Prediger und Lehrer nächst Christo" hervor (S. 251). Und zweitens scheinen ihm die vielen „Kriegshistorien im Alten Testament" ebenfalls für seinen Standpunkt einzutreten, da sie ja von den „heiligen Vätern Abraham, Mose, Josua, den Richtern, Samuel, David und allen Königen im Volk Israel" berichtet werden.

Während nun unsere „Summa" von 1526 sich den Ausführungen Luthers einfach anschließt und nur bemerkt, daß sie den Gegenstand nicht ausführlicher behandeln wolle, weil über ihn „ein köstlicher Sermon" — damit ist doch wohl eine der beiden Luther'schen Schriften gemeint? — gedruckt vorliege, so zeigt hier die französische Ausgabe nebst den beiden anderen Uebersetzungen eine höchst bezeichnende Verschiedenheit. Während nämlich die französische Redaktion — zwar unter großem Widerstreben — zugiebt, daß der Vertheidigungs- oder Nothkrieg als unter Umständen erlaubt angesehen werden dürfe, will sie doch vom Kriegerstande gar nichts wissen und stellt einfach den Satz an die Spitze: Mit Kriegsleuten hat das Evangelium nichts zu thun. Und wenn nun Jemand dagegen auf die obigen Worte Johannes des Täufers oder auf jene Beispiele aus dem Alten Testament verweisen wollte, so wird ihm der Boden unter den Füßen weggezogen durch die Auslegung: des Täufers Urtheil sei hierin für den Christen nicht maßgebend,

da er nur einem Manne gleich war, der die gröbsten Knoten vom Holz weghaut, während erst ein Anderer kommen und es vollkommen glätten soll. Und jenen Beispielen aus dem Alten Testament wird dadurch die Anwendbarkeit benommen, daß die Kriege der Erzväter nur als Sinnbilder innerer geistiger Kriege und unserer Kämpfe mit der Sünde erklärt werden. Der Gegensatz, wie er sich so zwischen den niederländischen und den übrigen Ausgaben herausstellt, erklärt sich nur durch die Annahme, daß in der ersten uns nicht zugänglichen Ausgabe der „Summa" von 1523 diese letztgedachten Ausführungen enthalten waren und aus dieser in die Uebersetzungen übergegangen sind, während der Verfasser dann bei der neuen Ausgabe der „Summa" von 1526 die mittlerweile erschienene Schrift Luther's „Ob Kriegsleute im seligen Stande sein können" benutzt und ihren Ausführungen gegenüber seinen früheren Standpunkt selbst modificirt hat.

V.

Also — werden wir schließen müssen — war der Verfasser der „Summa" im Jahre 1526 noch unter den Lebenden und hat die Ausgabe selbst besorgt. Wird es möglich sein, seine Person zu constatiren? Jedenfalls wird es möglich sein, mit dem schon gewonnenen Material und unter Benutzung weiterer Anzeichen den Kreis, dem er angehört hat, näher zu bestimmen. Und da drängt sich uns denn überhaupt die Frage auf, aus

welchen Quellen der Verfasser unserer Summa schöpft oder woher ihm die Anregungen zu seiner Entwickelung gekommen sind. Eins ist schon constatirt worden — nämlich die Thatsache, daß ein ganzes Kapitel aus jener Abhandlung Luthers „Von weltlicher Obrigkeit“ einfach in die „Summa“ herübergenommen worden ist. Was in der Erlanger Ausgabe der Werke Luthers Bd. 22, S. 63—75 zu lesen steht, findet sich in theils wörtlicher, theils abkürzender Uebertragung in allen Ausgaben der „Summa“ als Kap. 26 wieder. Tritt hier direkte Abhängigkeit von einer Schrift des Reformators aus dem Jahre 1523 zu Tage, so verrathen auch sonstige zahlreiche Einzelausführungen, wie sie durch die ganze „Summa“ hin zerstreut sind, nicht minder den Einfluß von Luthers früheren reformatorischen Schriften. So klingt die Darlegung vom Glauben, seiner Bedeutung und seinem Werthe im 4. Kap. sehr nahe an die Ausführungen Luthers im ersten Theil der Schrift „Von der Freiheit des Christenmenschen“ von 1520 an. Die Auseinandersetzungen über die Taufe in Kap. 1—3 können kaum ohne Berücksichtigung des zweiten Theiles der Schrift Luthers „Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ aus demselben Jahre, oder aber von Melanchthon's Loci theologici von 1522 (De Baptismo, Corp. Ref. XXI. S. 211) geschrieben sein. Die principielle Gleichheit des geistlichen und weltlichen Standes vor Gott, wie unsere Kapp. 17 und 24 sie statuiren, wird im ersten Theil von Luthers „An den christlichen

Adel" von 1520 in ähnlicher Weise herausgestellt, und ebendaselbst finden sich andere Ausführungen, wie dann auch unsere „Summa" sie darbietet: daß es besser sei, das eigene Hauswesen wahrzunehmen als nach Rom zu wallfahrten (Kap. 23; vgl. Erl. Ausg. S. 317); daß die Kinder im Evangelium unterrichtet werden sollen (Kap. 23; vgl. Erl. Ausg. S. 349); daß Niemand sich vor dem dreißigsten Lebensjahre durch Gelübde zur Keuschheit verbinden solle (Kap. 19. S. 118; vgl. Erl. Ausg. S. 359) u. drgl., wie denn auch beiderseits darauf gedrungen wird, daß das Betteln untersagt und eine geordnete Armenpflege eingerichtet werden solle (Kap. 27; vgl. Erl. Ausg. S. 335). Endlich klingt schon der leitende Gedanke der Schrift „Von der Freiheit des Christenmenschen", nämlich: „Ein Christ ist ein freier Herr über alle Dinge und Niemand unterthan; ein Christ ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan" — fast wörtlich in der „Summa" an.

Aus dem Dargelegten ergiebt sich, daß unsere „Summa" in mehrfacher Hinsicht durch Schriften Luthers beeinflußt worden ist. Und das wird denjenigen nicht wundern, welcher den überwältigenden Eindruck würdigt, den Luther's Schriften, besonders die der ersten Jahre, auf alle für die Reformation empfänglichen Geister jener Zeit haben mußten. Nach dieser Seite hin liefert die „Summa" nur wieder einen neuen Beweis dafür, daß auch in den Niederlanden sehr bald schon diese Schriften mit Eifer gelesen und die Anschauungen des Reformators wirksam

geworden sind, wie denn auch andrerseits dort alsbald strenge Vollziehung des Wormser Ediktes von 1521, welches Luther in die Acht erklärte und seine Schriften verbot, durch die Statthalterin Margaretha, die Tante des Kaisers, erfolgte.

Aber es sind damit doch nur einzelne Anregungen nachgewiesen; vielleicht sind die eine oder andere dieser Ausführungen auch nur Früchte, die nicht verschieden sein können, weil Wurzel und Stamm von derselben Art sind. Und dem steht wenigstens in Einem für die reformatorische Lehre sehr wichtigen Punkte eine Anschauung gegenüber, welche der Verfasser schwerlich aus Luthers Schriften geschöpft hat; nämlich seine Ansicht von der Taufe. Dr. Düsterdieck hat mit Recht auf diese Verschiedenheit der Auffassung hingewiesen.[1] Er glaubt eine zureichende Erklärung darin zu finden, daß er den Verfasser in diesem Punkte — wie auch noch in einigen andern — mehr durch Zwingli und die schweizerische als durch Luthers Anschauung beeinflußt sein läßt. Allein bei Berücksichtigung der Provenienz unserer Schrift, ihrer Entstehung in den Niederlanden, bedarf es gar nicht des Auskunftsmittels, daß wir auf die Schweizer Reformatoren zurückgreifen. Hat doch in diesem und in anderen Punkten — z. B. wo es sich um die Lektüre der heiligen Schrift auch seitens der Laien handelt — der Verfasser nur denjenigen An-

[1] Gött. Gel. Anz. 1878, S. 718.

schauungen Ausdruck gegeben, welche schon längst in religiös angeregten Kreisen der „Brüder vom gemeinsamen Leben“ in den Niederlanden hervortraten. Hier sehen wir also, wie wittenberger und niederländische Reformation sich die Hand reichen — eine der ersten und werthvollsten Früchte ihrer Vereinigung liegt vor in unserer „Summa“.

Und nun zum Schluß — wer war ihr Verfasser? Unsere gelehrten niederländischen Glaubensgenossen, welche seit Jahrzehnten mit unermüdlichem Fleiße die glorreichen Erinnerungen ihrer Reformation gesammelt und gesichtet haben, geben uns leider über diese Frage keine Auskunft. Und doch begegnet der Titel unserer Schrift nicht selten in ihren Darlegungen, so z. B. in dem musterhaft gearbeiteten Werke von de Hoop Scheffer, welches das Facit der neueren Studien und Untersuchungen über die Geschichte der reformatorischen Bewegung in den Niederlanden bis 1530 zieht. Wenn aber dieser Gelehrte zwar den Titel unserer Schrift kennt, auch von ihrem Schicksal, ihren Verfolgungen in den Niederlanden und in England, sowie dem Drucker, der sie hergestellt hat, redet, und doch die Frage selbst nicht in Angriff nimmt, so kommt dies, wie ich glaube, daher, daß er sie nicht vor Augen gehabt und daß er sie mit einer andern Schrift, die damals viel gelesen wurde, verwechselt hat. Es findet sich nämlich, wie unsere Wiedergabe des vollen Titels zeigt, auf diesem der Zusatz „een duytsche Theologie“. Dieser Zusatz,

in jenen Edikten wiederholt und mit dem Haupttitel zu einem Ganzen verbunden, veranlaßt nun de Hoop Scheffer, an die von Luther aufgefundene und 1516 unter dem Titel „Deutsche Theologie" veröffentlichte Schrift mystischer Färbung zu denken, welche allerdings auch in den Niederlanden verbreitet war, mit der aber unsere „Summa" nichts gemein hat. Ich hoffe, daß jetzt, wo die Aufmerksamkeit von neuem auf diese gelenkt ist, auch die Frage nach dem Verfasser sich mit Sicherheit wird lösen lassen.

Was ich selbst darüber sagen kann, ohne mich in gewagte Conjekturen zu verlieren, ist das Folgende.

Der Verfasser unserer „Summa" gehört der großen Zahl von niederländischen Theologen an, welche durch die vorhergehende religiöse Entwickelung dieses Landes für die Aufnahme der Reformation in vorzüglicher Weise vorbereitet waren. Er hat die reformatorischen Gedanken, welche Luther in seinen Schriften bis zum Jahre 1523 und dann 1526 entwickelte, theils sich angeeignet, theils zur Befestigung seiner eigenen reineren Vorstellungen von dem, was Kirche und Religion sein soll, verwerthet. Nachdem er die „Summa" 1523 zuerst veröffentlicht, hat er 1526 eine neue Ausgabe[1] derselben erscheinen lassen, in welcher das 29. Kapitel wesentlich umgestaltet

[1] Ob dies die zweite oder nicht vielleicht schon die dritte gewesen, mag hier dahingestellt bleiben. Es ist fast sicher, daß in der Zwischenzeit (1525, bei Cornelis Hendrickszoon in Delft) eine neue Ausgabe erschienen war.

worden ist. Ja er hat der Schrift nachträglich noch einen zweiten Theil beigefügt, der sich in der mir vorliegenden Ausgabe bei übereinstimmenden Typen zwar durch die Signatur als separat gedruckt ausweist, der aber den Anspruch erhebt, eine Ergänzung unserer Schrift nach der praktischen Seite hin zu sein. Diesen zweiten Theil kennt keine der Uebersetzungen; offenbar hat derselbe, als die erste Ausgabe erschien, von welcher, wie gezeigt, die Textgestalt der Uebersetzungen abhängig ist, noch nicht existirt.

Ist nun unter den niederländischen der Reformation zugewandten Theologen Einer, dem die Autorschaft einer „Summa der heiligen Schriften“ oder einer „Deutschen Theologie“ zugeschrieben wird? Oder ist vielleicht gar Einer, der sich als Verfasser einer solchen Schrift bekennt?

Antwort auf diese Frage mag das Folgende geben. Für die reformatorische Bewegung am Niederrhein bildete in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Stadt Wesel einen der bedeutsamsten Mittelpunkte. Dort sammelten sich in den vierziger Jahren zahlreiche Flüchtlinge aus den kaiserlichen Niederlanden, welche durch die wiederholten grausamen Verfolgungen gezwungen worden waren, ihr Vaterland zu verlassen. Unter dem 4. Februar 1545 übergaben die dort als Gemeinde constituirten Wallonen dem Rathe ihr Bekenntniß und erhielten Schutz und freie Religionsübung zugesichert. Diese Fremdlinge mit ihrer nach der Calvin'schen Ansicht formulirten Lehre vom Abendmahl wurden, als eifrige Lutheraner auch

in Wesel den Streit zu schüren begannen, der erste Gegenstand des Angriffs. Sie hinwiederum behaupteten, einer der Stadtpfarrer, Heinrich Bommelius, sei ganz auf ihrer Seite. Da schritt der Rath zur Vernehmung dieses beliebten und hervorragenden Predigers, der, aus Bommel an der Maas stammend und in Utrecht thätig, als der Ketzerei verdächtig nach dem Jahre 1525 sein Vaterland hatte verlassen müssen. Bommelius war dann 1536 auch aus dem Herzogthum Cleve verwiesen worden, um 1542 von Mörs aus, wo er mittlerweile als Prediger für die „neue Lehre" gewirkt, nach Wesel berufen zu werden. Jetzt vor den Rath geladen um sich zu verantworten, wies Bommelius seine Uebereinstimmung mit der Lehre der Augsburgischen Confession über den beregten Punkt nach. Er verwies dabei die Herren vom Rath auf ein Büchlein, genannt die „Summe der deutschen Theologie", welches, „vor ungefähr dreißig Jahren" gedruckt worden sei und seinen Glauben klar darlege. Die Vernehmung des Bommelius, in welcher er sich auf jenes Büchlein beruft, welches „vor wenig Jahren (1553) auch hier in Wesel durch Dirck van der Straiten nachgedruckt" worden sei, fand am 5. Februar 1557 statt.

Ist es allzu kühn, hierbei an unsere Schrift zu denken? Freilich kann dies nur geschehen unter der Voraussetzung, daß der von Bommelius angegebene Titel „Summe der deutschen Theologie" entweder von ihm selbst absichtlich so gewählt ist, daß er die beiden Titel

unserer Schrift in sich zusammenfaßte, oder daß der Schreiber des Protokolls sich diese Zusammenziehung erlaubt habe. Die von Bommelius angegebene Zeit für das Erscheinen seiner „Summa“ stimmt mit der der unsrigen überein. Ferner stimmt der Gegenstand — konnte es eine andere als eine reformatorische Schrift sein, wenn Bommelius sich vor dem Rathe darauf als auf ein Zeugniß für seinen Glauben berief?

Ueber das Leben dieses Niederländers hat Pfarrer Krafft in den werthvollen „Aufzeichnungen Heinrich Bullingers“,[1] sowie in einem besondern Aufsatze[2] dankenswerthe Mittheilungen gemacht. Sein Name findet sich unter dem 26. Oktober 1520 in der Matrikel der Universität Köln eingeschrieben, 1522 ist er zum Priester geweiht worden; er war 1525 Zeuge des Utrechter Krieges, wahrscheinlich als Rektor des dortigen Schwesternhauses zur Maria Magdalena. Nachdem für eine Reihe von Jahren jede Spur von ihm verschwunden, taucht er 1536 wieder auf, wo man ihn aus den clevischen Landen verweist, wird durch den Grafen Wilhelm von Nuenaar in Mörs aufgenommen, schreibt dort 1539 die Geschichte des Utrechter Krieges[3] und wird 1542 zu siebzehnjähriger Wirksamkeit erst an die Schule, dann

[1] Zuerst in der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, dann separat erschienen (Elberfeld, 1870); vgl. S. 100 A.

[2] Monatsschrift für Rheinisch-Westphälische Geschichtsforschung (Trier 1876) S. 224 ff.

[3] Die Vorrede derselben ist datirt von Mörs, 1. August 1539.

an die Kirche nach Wesel berufen, wo ihn 1559 die Weigerung, den neu eingeführten Chorrock anzulegen, seines Amtes verlustig gehen macht. 1560 ward er in Friemersheim bei Crefeld als Pfarrer angestellt und starb 1570 als Pfarrer in Duisburg.[1]

Von seinen Schriften war bisher nur Eine, und zwar jene Schilderung des Utrechter Krieges, welche lateinisch verfaßt ist, bekannt. Der Marburger Professor Geldenhauer, ein Freund und Landsmann des Autors, hat sie 1542 herausgegeben.[2] Ferner soll er De priscis Ecclesiae ritibus geschrieben haben, sowie die Schrift „Lamentationes Petri seu novus Esdra", welche auf dem Antwerpener Verzeichniß verbotener Bücher von 1570 an zwei Stellen vermerkt ist. Dasselbe Verzeichniß enthält auch S. 84 die von Bommelius in Verbindung mit dem Rathsherrn Hermann Borgert besorgte Ausgabe von Luthers kleinem Katechismus: „Den cleynen Catechismus oft een onderwys" u. s. w. (Wesel 1558).

Die theologischen Ansichten des Mannes gehen in weiteren Umrissen auch aus der Vertheidigung hervor, wie er sie unter dem 9. Dez. 1556 und 5. Febr. 1557 vor dem Rathe gehalten hat. Hier zeigt er sich in jeder

[1] Vgl. Wolters, Reformations-Geschichte der Stadt Wesel, Bonn, 1868, S. 146 ff., S. 215 ff., S. 229 A.

[2] Neu gedruckt in: Werken, uitgegeven door het Historisch Genootschap, gevestigd te Utrecht, 1878. Daselbst sind auch die literarischen und biographischen Notizen über den Autor zusammengestellt.

Beziehung als Einen, der die rechte Mitte zwischen den streitenden Parteien sucht, als einen treuen Anhänger der Augsburger Confession in der Abendmahlsfrage und in allem Andern. „Man liest," sagt Wolters, der zuerst aus den Akten Mittheilungen darüber gemacht hat, „seine Vertheidigungen um so lieber, da sie ohne Scheltworte abgefaßt sind." Und über seine Stellung Denjenigen gegenüber, welche nicht mit seiner Ansicht übereinstimmen, giebt er sich unbewußt selber das schönste Zeugniß, wenn er sich anklagt: „Ich habe vielleicht aus Liebe zum Frieden ihre Meinung nicht so hart bekämpft, wie es sich wohl gebührte."

Ein solcher Mann, der nicht den Streit, sondern den Frieden liebt, ist auch der Verfasser unserer „Summa" gewesen. Freilich läßt er seine Person nirgends hervortreten, aber es lassen sich doch bei aufmerksamer Lektüre gewisse Einzelheiten auch über seine Person und Stellung herausfinden. So zeigt die Anrede an die „lieben Schwestern" im 21. Kapitel, daß der Verfasser in naher Beziehung, und zwar einer solchen, die ihm das Recht ernster Ermahnungen giebt, zu solchen „Schwestern" gestanden haben wird — ein Moment, welches sehr gut zu der Stellung unseres Bommelius als Rektor des Utrechter Schwesternhauses paßt. Ferner spricht der Umstand, daß der Autor nicht allein Luther's „Von weltlicher Oberkeit" sofort nach dem Erscheinen in der angegebenen Weise verwerthet, sondern daß er auch noch die Schrift von 1526 rasch und entschieden genug auf

sich einwirken läßt, um nach ihr ein ganzes Kapitel seiner eigenen zu modificiren oder doch den Hauptgedanken desselben in ganz andere Beleuchtung zu rücken — dieser Umstand spricht wohl dafür, daß wir in dem Autor noch einen jüngeren Mann zu suchen haben, der solcher Einwirkung zugänglich ist; und auch dieses trifft bei Bommelius zu.

Trotz alledem möchte ich die Ansicht, daß in ihm der Verfasser der „Summa" zu suchen sei, nur als Conjektur betrachtet sehen, und ich kann nur mit dem Wunsche schließen, daß die niederländischen Gelehrten selbst die Sache in die Hand nehmen und uns in dieser Frage volle Klarheit und Sicherheit schaffen mögen. Die edle Frucht, welche wir ihnen hier aufs Neue darreichen, ist es werth, daß man dem Baume nachforsche, der sie getragen hat.

Bonn, im August 1880.

K. B.

Anhang.

Nachweis der nicht-biblischen Anführungen.

S. 60, Z. 3—6. **Sulpicii Severi Epistula III, 21 (Corpus Scr. Eccl. Lat. vol. I** (Wien 1866, S. 149): **... Haec locutus diabolum vidit prope adsistere. „Quid hic", inquit, „adstas, cruenta bestia? nihil in me, funeste, reperies. Abrahae sinus me recipit."**

S. 60, Z. 7—10. **Vita S. Ambrosii** von Paulinus von Nola **c. 45** (Tübingen 1875, S. 24): **...„Non ita inter vos vixi ut pudeat me vivere nec timeo mori, quia dominum bonum habemus."**

S. 88, Z. 11 f. **Augustini Confessiones l. I, c. 12: „Nemo invitus bene facit, etiam si bonum est quod facit."**

S. 98, Z. 4 v. u. S. **Eusebius, Eccles. hist. II, c. 17 (ed. Reading T. I, p. 66). Philo (?), De vita contemplativa;** vgl. die Annotationen zu Eusebius a. a. O.

S. 99, Z. 8. Vgl. **Joh. Chrysostomus, Adversus oppugnatores vitae monasticae, bei Migne, Patrol., Ser. graecolat. T. XLVII,** sowie dessen **Homiliae in Matthaeum, T. LVIII** u. a. St.

S. 104, Z. 7. Wörtlich übereinstimmend findet sich dieser Ausspruch nicht in den Schriften des h. Bernhard. Vielleicht hat unser Verf. die folgende Stelle aus dem **Sermo de obedientia et patientia et sapientia (Opp., Antwerpen 1620, Col. 536 M)** im Auge: **„Nulla vobis hic nutriendiorum**

liberorum cura, nulla sollicitudo quomodo placeatis uxoribus, non de nundinis, non de negotiis saecularibus, non de ipso victu et vestitu est cogitare."

S. 135, Z. 13. Augustini Confessiones l. II, c. 2: „Non fuit cura meorum ruentem excipere me matrimonio; sed cura fuit tantum ut discerem sermonem facere quam optimum, et persuadere dictione."

S. 138, Z. 8. Vgl. Acta Sanctorum, Vita S. Laurentii zum 10. August. Der Diakon Laurentius brachte vor den nach dem „Schatz der Kirche" forschenden heidnischen Präfekten die Armen, Blinden und Lahmen aus der Gemeinde. Der christliche Dichter Prudentius hat dies zum Gegenstande eines seiner schwungvollsten und populärsten Hymnen gemacht; es ist der zweite in dem „Peristephanon".

S. 162, Z. 9 v. u.: Codex Theodosianus ed. Jac. Gothofredus T. 3, Lib. IX, tit. XL (Leipz. Ausg. v. 1738, B. 3, S. 330). De differenda poena extra ordinem imperata ab irato Principe per XXX dies: Si vindicari in aliquos seuerius contra nostram consuetudinem, pro causae intuitu iusserimus, nolumus statim eos aut subire poenam aut excipere sententiam, sed per dies XXX super statu eorum sors et fortuna suspensa sit.

·SVMMA·DER
GODLIKER
SCRIFTVREN

Oft een duytsche Thelogie / leerend
eñ onderwijsende alle menschē / wat dat
Christen ghelooue is / waer door wij alle
gader salich wordē / eñ wat dat doop-
sel beduyt / na die leeringe des
heylighen Euangelijs /
eñ sinte Pauwels
Epistolen.

¶ Nv weder om zeer neerstelick
ghecorrigeert.

1 5 2 6

Facsimilirter Titel der holländischen (mittelniederdeutschen) Ausgabe vom Jahre 1526.

¶ La Summe de lescripture
saincte/ et lordinaire des Chrestiẽs
enseignant la vraye foy Chre=
stienne: par laquelle no'
sommes tous iustifi=
ez. Et de la vertu
du baptesme/
selon la
doctri
ne
de Le=
uangile/
et des Apo=
stres. Avec vne
information com=
ment tous estatz doib=
uent viure selon
Leuangile.

¶ Imprime a Basle par Thomas
Wolff. Lan mil cinq cens
vingt et trois.

Facsimilirter Titel der französischen Ausgabe
vom Jahre 1523.

EL SVMMARIO

DE LA SANTA SCRITTVRA ET L'OR
dinario de Christiani ilqual demonstra la
vera Fede Christiana mediante laqua-
le siamo giustificati. Et della virtu
del battismo secondo la dottrina
de l'Euangelio, & delli Aposto-
li, con vna informatione co-
me tutti gli stati debbono
viuere secondo lo
Euangelio.

¶ La tauola trouera nel fine del libretto.

Facsimilirter Titel einer italienischen Ausgabe
aus dem XVI. Jahrhundert.

¶ The sum
me of the holye scripture /
and ordinarye of the Christen teachyng /
the true Christen faithe / by the which we
be all iustified. And of the vertue of bap=
tesme / after the teaching of the Gos
pell and of the Apostles / wi=
th an informacyon howe
all estates shulde ly
ve / accordynge
to the Gos=
pell.

Anno. M.CCCCC.XXIX.

Facsimilirter Titel der englischen Ausgabe
vom Jahre 1529.

Die Summa der Heiligen Schrift.

Vorwort.

In Anbetracht, daß nicht ein Jeder jedes Buch lesen oder verstehen kann, habe ich, um Allen zu zeigen, was das Fundament der heiligen Schrift ist und was sie uns lehrt, in dem vorliegenden Buche das Fundament und die Summe der Schrift kurz zusammengestellt. Den ersten und wichtigsten Theil bildet der Glaube. Aus ihm gehen Hoffnung und Liebe hervor. Hier kann nun Jeder lernen was er glauben, was er hoffen und warum er Gott lieben soll; ferner, daß Gott unser Vater ist und wir seine Kinder und Erben

seines Reiches — wie uns dies Sankt Paulus lehrt, an verschiedenen Stellen, die deshalb von mir angeführt werden —; endlich, daß wir ohne unser Verdienst selig werden, damit wir nicht, wie einst die Juden, unser Vertrauen auf unsere guten Werke setzen.

Wenn ich aber in dem vorliegenden Buche nachweise, daß Gott uns selig macht ohne unser Verdienst, so will ich damit Keinem abrathen, gute Werke zu thun: meine Absicht geht nur dahin, zu zeigen, wie man dieselben thun und daß man nicht auf sie vertrauen und die Seligkeit nicht in ihnen, sondern allein in dem Glauben an Christus und an Gottes Gnade suchen soll.

Das ist der Glaube, den Abraham hatte, als er, wie Sankt Paulus im 4. Kapitel des Römerbriefs schreibt, „in Hoffnung gegen Hoffnung lebte." Was nach dem natürlichen Laufe der Dinge und nach Menschenmacht unmöglich schien, daran glaubte er, weil Gott es ihm verheißen hatte. So muß auch der Christ gegen Hoffnung in Hoffnung leben; er muß alle seine guten Werke für Sünden halten und denken, daß, wenn Gott über ihn das Urtheil sprechen wollte nach seinen Werken, er dann nicht selig werden könnte. Denn habe ich etwas Gutes gethan, so gehört dies Gott und nicht mir, weil

Röm. 4, 18.

ich es durch Gottes Gnade gethan habe, also selbst keinen Lohn dafür verdiene. Habe ich aber etwas aus eigener Kraft gethan, ohne Gottes Gnade, so ist das Heuchelei und große Sünde, und ich verdiene deshalb den ewigen Tod. Wie soll ich denn nun auf meine guten Werke vertrauen, da ich doch keine guten Werke aufzuweisen habe? Alles was gut an mir ist, gehört Gott, Alles was böse ist, gehört mir zu.

So muß also ein Christ sich demüthigen und alle seine guten Werke für Sünden halten, wie sie es denn auch sind. Lehrt uns doch Jesaias im 64. Kapitel: „Alle unsere Gerechtigkeit ist wie ein beflecktes Kleid.“ Wenn dann der Mensch so an seinen guten Werken verzweifelt, so soll er hier wiederum gegen Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit hoffen und vertrauen; ja, er soll noch fester glauben, daß er selig wird, um des Wortes Gottes willen, weil Gott, der wahrhaftige, Allen die auf ihn vertrauen sein Reich verheißen hat. Im Hinblick auf diese Verheißung sollen wir fest glauben und darauf vertrauen, daß wir selig werden nicht durch unsere Verdienste, sondern durch Gottes Gnade. Und so muß jeder Christ verzweifeln und hoffen wie Abraham — verzweifeln an sich selbst und dann wieder sicher hoffen um des Wortes Gottes willen.

Jes. 64, 6.

Das ist die zwiefache Frucht, welche Gesetz und Evangelium hervorbringen. Das Gesetz bringt uns zur Verzweiflung, weil wir die Gebote Gottes nimmer erfüllen. Das Evangelium, d. h. die Gnade des Neuen Bundes, führt uns wieder zu sicherer Hoffnung und zum Vertrauen. Um uns dieses Zwiefache zu lehren, ist die ganze Schrift geschrieben. Der Mensch soll allezeit demüthig bleiben und denken, daß, wenn Gott über ihn das Urtheil sprechen wollte nach seinen Werken, er nicht selig werden könnte. Das lehrt uns auch Christus bei Sankt Lukas im 17. Kapitel: „Wenn ihr alles gethan habt, das euch geboten ist, so sollt ihr sagen: wir sind unnütze Knechte.“ Wenn wir so alle unsere guten Werke für Sünden halten und uns nicht auf sie verlassen, sondern glauben, daß wir durch Gottes Verheißung selig werden sollen, so sind wir Abrahams Kinder, von dem die ganze Schrift bezeuget, daß er durch seinen Glauben selig geworden ist. Darum heißt er auch ein Vater der Gläubigen.

Luk. 17 10.

Das ist der Glaube, von dem ich in diesem Buche handeln will, auf daß alle Menschen erkennen mögen, was der wahre Christenglaube ist, von dem die ganze Schrift und besonders das Evangelium Sankt Johannis und Paulus' Briefe

reden, die in diesem Punkte alle anderen Theile der Schrift in sich schließen. Da nun der Mensch glauben soll, daß er durch den Glauben und nicht durch die Werke selig wird, so werde ich kurz darlegen, wie der Glaube uns selig macht, wie wir Gottes Kinder sind und unserm Vater aus Liebe dienen, und wie wir an unserer Seligkeit nicht zweifeln sollen um des Wortes Gottes willen. Ist der Mensch von solcher Hoffnung erfüllt, so lernt er Verdruß und Widerwärtigkeit aller Art geduldig tragen; denn er weiß, daß das Leben hienieden sein wahres Leben nicht ist, sondern verlanget nach dem künftigen Leben, weil sein Glaube allezeit nach Christus, dem Bräutigam, sich sehnt. Wer diesen Glauben nicht hat, der verzweifelt, wenn ihm Unglück zustößt; geht es ihm aber gut, so überläßt er sich den Lüsten und Sünden, und weil er nicht auf das ewige Leben hofft, so denkt er: ich will dieses Leben genießen, so lange ich vermag. Das kommt daher, daß er nicht weiß, was unser Glaube und was unser Vertrauen ist und daß wir Kinder Gottes sind. Damit nun niemand sich aus Verzweiflung der Sünde hingebe, so habe ich hier kurz dargelegt, wie wir ohne unser Verdienst selig werden. Hat Einer auch sein Bestes gethan, so muß er, wie gesagt, doch noch

gestehen, daß er ein unnützer Knecht sei. Die Demuth aber, mit der er seine Unvollkommenheit bekennt, bringt es zu Wege, daß ihm seine Sünden und Versäumnisse und die Schwachheit seines Fleisches von Gott vergeben werden. Was er zu wenig hat, giebt Gott dazu; Christus wird seine Gerechtigkeit, d. h. Christus macht ihn gerecht dadurch, daß er seinem himmlischen Vater für uns genug gethan hat, um unserer Schwachheit zu Hilfe zu kommen. Das legt Sankt Paulus in den ersten acht Kapiteln an die Römer und im ersten Briefe an die Corinther dar, sowie Sankt Johannes im zweiten Kapitel seines ersten Briefes, und das ist es, worauf die Ausführung des vorliegenden Buches abzielt.

Röm. 1—8. 1. Cor. 3. 1. Joh. 2.

Der letzte Theil desselben lehrt, wie die verschiedenen Stände leben sollen, wenn sie nach dem Evangelium leben wollen. Ich habe freilich nicht die Absicht, alle Stände, geistliche und weltliche, zu reformiren — des will ich mich nicht vermessen. Ich zeige nur aus der Schrift, wie wir leben sollen, wenn wir nach dem Evangelium leben wollen, damit ein Jeder wissen möge, wie weit sein Leben von der Lehre Gottes entfernt ist, und daß er dann mit Gottes Gnade sein Leben bessere. Ich lehre auch nicht, daß man der Obrigkeit nicht unterthan

sein, oder daß die Mönche aus dem Kloster entlaufen sollen — ich zeige ihnen nur, wie ein Mönchsleben beschaffen sein soll, und lehre sie, wenn es nicht so beschaffen ist, dann ihre Gebrechen bekennen und sich bemühen, besser zu leben. Uebrigens ist ja vor Gott ein demüthiger Zöllner mehr werth, als ein heiliger Heuchler. Denn Gott sieht nicht an, was man äußerlich thut, sondern wie man im Herzen gesinnt ist. Lebt aber ein Mönch oder eine Nonne recht, so ist ihr Leben nicht vom Uebel.

Meine ursprüngliche Absicht war nicht, dieses Buch herauszugeben; da man aber so sehr in mich dringt, so habe ich die Hauptlehren aus der heiligen Schrift zum Nutzen aller Christen hier zusammengestellt.

Erstes Kapitel.

Von der Bedeutung der Taufe.

Das Fundament des Christenthums ist der Glaube. Nur Wenige haben ihn in vollkommenem Maße, und doch meinen wir Alle, wir besäßen ihn. Der Apostel Paulus mahnt uns zu keiner christlichen Tugend so sehr, wie zum Glauben und preist nichts so hoch, wie ihn. So muß es denn wohl eine gar köstliche Tugend sein. Schreibt der Apostel doch keinen Brief, der nicht voll wäre vom Glauben.

Wir halten den Glauben für den Anfang des Christenthums — wer ihn aber vollkommen hat, der hat nicht einen Theil allein, sondern das Ganze erfüllt.

Aber die Unklarheit der Meisten kommt daher, daß sie nicht wissen, was der Glaube ist, d. h. was ein rechter Christ glauben soll, um selig zu werden. Man meint, weil man getauft sei und weil man glaube, daß Gott gut sei, so müsse man

auch selig werden, nach den Worten bei Marcus im 16. Kapitel: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.“ Und doch ist unter Tausend kaum Einer, der weiß, was die Taufe bedeutet und was er glauben soll.

Marc. 16, 16.

Das Wasser der Taufe nimmt uns die Sünde nicht ab — sonst wäre es ein köstliches Wasser, in dem man sich alle Tage waschen müßte. Das Taufwasser hat an sich nicht mehr Kraft, als das Wasser im Rhein: kann man doch mit diesem ebenso gut taufen wie mit dem Wasser aus dem Taufbecken. Als Sankt Philippus den Kämmerer taufte, wie in der Apostelgeschichte im 8. Kapitel berichtet wird, hatte er weder Weihwasser, noch Kerzen, noch Salz, noch Salböl und trug auch kein Priesterkleid, sondern er taufte ihn mit dem Wasser, an dem sie gerade vorüber kamen. Daraus geht hervor, daß die Kraft der Taufe nicht an das geweihte Wasser oder an äußere Dinge am Taufbecken gebunden ist. Aber woran denn? An euren Glauben. Das heißt: wenn ein Mensch getauft wird, so muß er zuversichtlich glauben, daß seine Sünden ihm vergeben werden, und daß er nun ein Kind Gottes und Gott sein Vater wird. Das ist es, was ihn seiner Seligkeit sicher macht. Er wird auch des Leidens Christi theilhaftig, sofern die Taufe ihre Kraft

Ap.-Gesch. 8.

aus dem Leiden Christi schöpft. Wird jemand getauft, so wird er wiedergeboren und bekommt einen neuen Vater und einen neuen Bruder: Gott wird sein Vater und Christus wird sein Bruder — wie denn der Apostel Paulus im Briefe an die Römer
Röm. 8, 29. im 8. Kapitel Christum einen „Erstgebornen unter vielen Brüdern" nennt. Weil nun Christus seines Vaters erstgeborener Sohn und wir allzumal nachgeboren sind in der Taufe, darum heißt die Taufe in der heiligen Schrift eine neue Geburt. „Es sei
Joh. 3, 3. denn," sprach Christus zu Nicodemus Joh. 3, „daß du von neuem geboren werdest, so kannst du das Reich Gottes nicht sehen." Wer durch die Erbsünde des Teufels Kind war, der wird durch den Glauben und die Taufe ein Kind Gottes, wie
Tit. 3, 5. Paulus an Titus Kap. 3 schreibt: „Christus hat uns selig gemacht durch die Wiedergeburt und Erneue-
Eph. 2, 5f. rung des heiligen Geistes." Und Eph. 2: „Von Natur waren wir Kinder des Zornes, aber Christus hat durch seine große Liebe uns, die wir todt waren, wiederum lebendig gemacht."

Das ist so zu verstehen: Es gab, wie Paulus lehrt, einen zwiefachen Adam. Der Eine war unser erster Vater. Der Andre, der neue Adam, war Christus. Durch die Sünde des ersten Adam waren wir Alle Kinder des Teufels, diesem zu

eigen durch unsere Sünde. Der zweite Adam, Christus, hat uns erkauft und befreit und uns aus Kindern des Todes zu Kindern des ewigen Lebens, aus Kindern des Zornes zu Kindern der Gnade gemacht. Denn Christus hat mit seinem Tode gegen den Teufel gestritten; er hat den Teufel und den Tod besiegt und ihnen das Anrecht, welches sie an uns hatten, ganz genommen. Wenn wir nun getauft werden, so werden wir dieser Gnade theilhaftig, und so kommt es uns zu gute, daß Christus für uns gestorben ist. Denn — wie ich vorhin gesagt habe — die Taufe zieht ihre Kraft aus Christi Tod.

Bei der Taufe bezeugen wir nun, daß wir mit Christus sterben wollen, aus dessen Tode die Taufe ihre Kraft zieht. Wir bezeugen, meine ich, daß wir sterben wollen unserem früheren Leben, unseren Sünden, unseren bösen Begierden, und daß wir, wie Paulus sagt, in einem neuen Leben wandeln wollen. Deshalb taucht man uns unter, zum Zeichen, daß wir gleichsam hinieden todt und begraben seien. Wie denn Paulus an die Römer im 6. Kapitel schreibt: „Brüder, wisset, daß ihr jetzt der Sünde gestorben seid;“ und an die Colosser im 2. Kapitel: „So seid ihr denn mit Christo durch die Taufe begraben in den Tod.“ Nun dürfen

Röm. 6, 11.

Col. 2, 12.

wir auch nicht mehr nach dem Leben der Welt leben oder nach dem Leben des Fleisches, sondern als Kinder Gottes sollen wir leben, und unser Leben soll in Gott verborgen sein. Schreibt doch Sankt Paulus den Colossern im 3. Kapitel: „Ihr seid gestorben und euer Leben ist mit Christus in Gott verborgen." Wenn Gott wieder kommt zum Gericht am jüngsten Tage, so soll unser Leben offenbar werden: so lange wir aber hienieden leben, sollen wir schon sterben lernen. Denn dieses Leben sollen wir nicht für Leben halten. Dieses Leben ist das Leben der Welt, derer, die von Gott getrennt sind, die keine Hoffnung auf das künftige Leben haben und es weder erwarten noch ersehnen. Solche Leute mögen die Welt genießen; sie kommt ihnen zu mit ihren Freuden, und sie heißen in der heiligen Schrift auch selber die Welt. Sagt doch Christus zu seinen Jüngern im 15. Kapitel des Johannesevangeliums: „Ihr seid nicht von der Welt sondern ich habe euch von der Welt erkoren." Und im 16. Kapitel: „Die Welt wird sich freuen, ihr aber sollt trauern."

Col. 3, 3.

Joh. 15, 19.

Joh. 16, 20.

Man pflegt „Weltliche" alle diejenigen zu nennen, welche keine Mönche sind. Unser lieber Herr aber hat den Unterschied zwischen der Welt und seinen Jüngern gemacht, ehe es Mönche gab. Deshalb

nennt die heilige Schrift nicht etwa diejenigen „weltlich“ oder „die Welt“, die keine Mönche sind, sondern alle diejenigen, die nach dem Fleische leben, die nicht begehren hier mit Christus zu sterben und verborgen zu sein, und um das zukünftige Leben sich nicht kümmern. Das sind weltliche Menschen, seien es nun Mönche oder Canoniker, Nonnen oder Schwestern, Adliche oder Bürgerliche, Hohe oder Geringe. Denn, wie gesagt, das Leben derjenigen, die Gott angehören, ist hienieden verborgen, und sie sind scheinbar todt für die Welt, weil sie nicht mitleben, wie die Welt lebt. Darum haßt die Welt sie, weil sie ihr nicht gehören, wie Christus im Evangelium Johannis im 15. Kapitel sagt: „Sie sind nicht von der Welt — wären sie von der Welt, so würde die Welt sie lieb haben.“ Weil sie bei der Taufe geloben, allen Freuden der Welt in Gott zu sterben, darum werden sie von der Welt verfolgt. Daran kann man stets die Jünger und Kinder Gottes kennen, daß sie einander lieb haben, und daß sie hienieden nicht nach der Weise der Welt und in den Freuden des Fleisches leben, sondern daß sie dieses Leben für kein Leben achten und mit fröhlichem Herzen der Zukunft unseres Herrn Jesu Christi warten, wo auch ihr Leben offenbar werden und bei Gott erglänzen wird.

Joh. 15, 19.

Also sollen wir stets so leben, als ob dieses Leben kein Leben wäre, und sollen harren auf das Leben in Gott. In diesem Leben sollen wir nur streiten gegen unsere bösen Begierden und stets lernen zu sterben, wie Hiob im 7. Kapitel sagt: „Das Leben des Menschen ist ein Kampf auf Erden" — nämlich ein Kampf in geistlichen Tod hinein. Und daß wir dies thun wollen, das geloben wir bei der Taufe, und das soll dadurch bezeichnet werden, daß man uns unter das Wasser taucht.

Hiob 7, 1.

Zweites Kapitel.

Daß die Taufe nur ein Zeichen ist und was dasselbe besagt.

Wenn wir nun zur Taufe kommen, so sollen wir sicher wissen und fest glauben, daß uns alle unsere Sünden durch Christus vergeben und daß wir Gottes Kinder werden. Denn Gott wird nun unser Vater und Christus unser Bruder, und dasselbe Anrecht, welches Christus

auf den Ruhm seines Vaters hat, das fällt auch uns zu, da allen Brüdern gleiches Recht auf ihres Vaters Gut zusteht. Es fällt uns aber zu, nicht etwa durch unsere guten Werke — denn wir haben vor der Taufe noch nichts Gutes gethan —, sondern rein durch die Gnade Gottes und durch unsern Glauben. Wir vertrauen auf Gottes Gnade und glauben an Christus als unsern Herrn und Seligmacher, weil er gestorben, um uns lebendig zu machen, und weil er klein und arm geworden, um uns groß und reich zu machen. Sagt doch Sankt Paulus im 2. Briefe an die Corinther im 8. Kapitel: „Christus ist um unseretwillen arm geworden, ob er wohl reich war". Denn Christus ist uns ganz dahin gegeben worden von seinem Vater, auf daß er uns groß, reich und selig mache durch seinen Tod. Da wir uns selber nicht helfen konnten, ist er für uns geboren — „uns ist ein Kind geboren", sagt Jesaias im 9. Kapitel —, während wir allzumal Gott in gleicher Weise durch die Sünde Adams verschuldet waren.

2. Cor. 8, 9.

Jes. 9, 5.

Weil wir uns nun, als dem Teufel eigen, selber nicht helfen konnten, so hat Gott uns zwei werthe Gaben gegeben und zweierlei um unseretwillen gethan. Zum ersten: er hat uns erkauft und frei

gemacht von dem Teufel und von unserer Sünde; zum andern: er hat uns dort droben zu Kindern Gottes und Erben seines Ruhmes gemacht — beides ohne unser Verdienst — wie denn der Prophet Jesaias einst geweissagt hatte im 40. Kapitel: „Seine Missethat ist ihm vergeben und zweierlei Gaben hat es erhalten." Und Sacharja im 9. Kapitel: „Kehrt euch zu mir, ich will euch zweierlei Gaben geben." Dieweil nun diese beiden Propheten verkündigen, daß wir für unsere Sünden, um derentwillen wir doch Verdammniß vor Gott verdient hätten, zweierlei Gaben erhalten, darum flossen aus Christi Seite zwei Ströme, Wasser und Blut. Mit seinem Blute hat er uns erkauft vom Teufel. Mit dem Wasser hat er uns, die wir befleckt und unrein waren, gewaschen und gereinigt, um uns rein seinem Vater darzubringen, wie dies Paulus im Briefe an die Epheser im 5. Kapitel und an vielen anderen Stellen sagt: „Er hat sich selbst für uns dahin gegeben." Das Taufwasser bedeutet dieses Wasser, und wenn wir damit getauft werden, so werden wir durch unsern Glauben gereinigt und geheiligt, auf daß wir unbefleckt und rein vor Gott treten mögen, der uns als seine Kinder angenommen und uns zu Miterben seines Ruhmes zugleich mit Christus seinem Sohne und unserm

Jes. 40, 2.

Sach. 9, 12.

Ephes. 5, 25.

Bruder gemacht hat. Das ist die Gnade, die uns in der Taufe zutheil wird.

Um aber nicht undankbar für diese Gnade zu sein, so verpflichten wir uns andrerseits und geloben, daß wir ihm, dem getreuen Gott, dienen wollen und dem Teufel mit allen seinen Lüsten absagen. Darauf hin erhalten wir unsern Namen, Gott schreibt uns ein als seine Diener, wir gehören ihm zu und er uns, denn er ist unser Vater und wir sind seine Kinder.

Als die Kinder Israels aus Aegypten durch das Rothe Meer zogen, während Pharao mit all seinem Volk im Meere versank, da war das ein Bild der Taufe. Die Kinder Israels gingen in's Meer, als wären sie in den Tod gegangen. Da sie aber Mose glaubten, so gingen sie vermöge ihres Glaubens durch das Wasser und kamen so gewissermaßen aus dem Tode in das Leben. Während sie ans Land gelangten, folgte ihnen Pharao nach und ertrank mit allem Volke. So ergeht es Jedem, der getauft wird. Er entflieht Pharao, wenn er seine Sünde bekennt, die ihn dem Teufel zu eigen giebt, und von der Sünde und dem Teufel, d. i. von Pharao, frei zu werden begehrt. Aber er kann Pharao nicht entkommen, er gehe denn durch das Rothe Meer — das heißt, er kann dem Teufel nicht

entkommen, er werde denn wieder geboren aus Wasser und Geist. Als nun die Kinder Israels Pharao nachkommen sahen, so glaubten sie Gott und stiegen auf Gottes Glaube und Gnade hin ins Meer, gerade als ob sie in den Tod gingen: aber durch ihren Glauben haben sie das Wasser durchschritten und sind so durch den Tod in das Leben hinüber gegangen.

Will also ein Mensch vom Teufel loskommen, so muß er wieder geboren werden aus dem Geist und aus dem Wasser, in das er eintritt, als wenn er in den Tod ginge. Denn er gelobt da, allen seinen bösen Begierden zu sterben und hienieden vor der Welt zu leben, als ob er todt wäre, d. h. nicht zu leben wie die Welt, sondern sein Leben in Gott zu verbergen. So gehen wir mit Glauben zur Taufe. Wir treten hin als ob wir in den Tod gingen, nicht des Leibes, aber der Sünden. Freilich dünket es uns schwer, so ins Meer, das ist in den Tod hinein zu gehen. Aber wir fassen Muth und glauben an die Macht und Güte Gottes und gehen ins Meer, in den geistigen Tod, und geloben, unseren Sünden zu sterben. So wir nun das mit standhaftigem Glauben und Vertrauen thun, so giebt Gott auch, daß wir aus dem Meere, das ist aus dem geistigen Tode, ans Land, das ist zum ewigen Leben gelangen. Pharao, das

heißt der Teufel mit unseren Sünden, verfolgt uns zwar, aber er ertrinkt im Wasser: des Teufels Macht und all unsere Sünden werden zu nichte, wenn wir mit solchem Glauben in das Wasser eintreten.

Als nun Pharao todt war, sangen die Kinder Israels und dankten Gott dafür, daß sie aus dem Wasser und der Todesgefahr ans Land gekommen waren. So soll auch der Christ, wenn er das Wasser, d. h. diesen geistigen Tod, verläßt, also wenn er stirbt, Gott loben und danken, daß er ihn aus solchen Gefahren in die Seligkeit des ewigen Lebens hinübergeführt hat. Aber so lange er noch hier in der Welt ist, soll er im Tode sein, das heißt er soll allezeit geistig sterben und sein Leben soll für die Welt in Gott verborgen sein.

Nun erkennet ihr wohl, wie genau unsere Taufe in dem Rothen Meere vorgebildet ist, wie Paulus 1. Corinther 10 schreibt: „Unsere Väter sind unter der Wolke gewesen und durch das große Meer gezogen und sind unter Mose in der Wolke getauft worden." Und nun seht ihr auch, was die Taufe bedeutet und was wir darin glauben. Damit wir aber stets an das denken sollen, was wir Gott gelobt haben, so macht man das Zeichen des Kreuzes über uns und benetzt uns mit dem Wasser.

1. Cor. 10, 1—2.

Der Glaube, den wir bei der Taufe haben, nimmt uns unsere Sünden ab, und das Wasser ist nichts Anderes als ein Zeichen, mit dem wir als Solche gezeichnet werden, die unter Gottes Fahne, das heißt unter sein Kreuz gehören und dort kämpfen. Wie die Juden das Zeichen der Beschneidung hatten zur Unterscheidung von den Heiden, und wie die Diener ihrer Herren Zeichen tragen: so erhalten wir bei der Taufe dasjenige Zeichen, womit wir kund thun, daß Gott unser Herr ist.

Zum andern ist das Taufwasser auch ein Zeichen für die Gnade Gottes. In ihm sichert uns Gott zu, daß wir seiner Güte und Gnade genießen sollen, daß er unsere Sünden vergißt und uns zu seinen Kindern macht. Er giebt uns das Zeichen der Taufe als ein Pfand, damit wir sicher seien, daß er uns nicht verlassen wird im Kampf und in dem Tode, den wir hier in unseren bösen Begierden sterben, und damit wir zuversichtlich glauben, daß er uns nach diesem Leben das ewige Leben geben wird. Er giebt es uns auch, damit wir in Standhaftigkeit den Kampf bestehen sollen, in der Gewißheit, daß Gott uns nimmermehr verlassen wird, da wir ja das Zeichen der Taufe als ein Pfand von ihm haben. Und wenn wir dann ab

und zu im Rothen Meere, d. h. in unserem Kampfe, müde werden, oder wenn es uns zu schwer wird — so blicken wir unser Zeichen und Pfand an, in dem Gott uns gelobt hat, daß wir seine Kinder sein sollen, und daß er uns nicht verlassen will.

So bleibe ich denn dabei, daß durch den Glauben uns alle Sünden vergeben werden. Daß sie uns aber vergeben werden, daß wir Kinder Gottes sind und Gott zugehören, und daß Gott seine Barmherzigkeit an uns erweisen will — dafür erhalten wir in der Taufe ein Pfand. So oft wir nun dieses Pfandes gedenken, sollen wir auch der Güte und Gnade uns erinnern, die Gott an uns erwiesen hat, und daß wir Gott angehören und seine Kinder sind.

Nun erkennt ihr wohl, was die Taufe bedeutet. Für Gott ist es gleich, ob ihr achtzig Jahre alt seid, wenn ihr getauft werdet, oder zwanzig; denn Gott sieht nicht an, wie alt ihr seid, sondern mit welchem Vorsatze, in welcher Gesinnung und mit welchem Glauben ihr die Taufe und diese Gnade empfanget. Er sieht es auch nicht an, ob ihr Jude seid oder Heide, Mann oder Frau, Edelmann oder Bürger, Bischof oder Laie, sondern nur wer mit völligem Glauben und Vertrauen zu

Gott kommt, der thut dem ewigen Leben Gewalt an und erlangt es, wie Gott im Evangelium verheißen hat.

Drittes Kapitel.

Von dem Taufgelöbniß.

Wenn man die Weltlichen zur christlichen Tugend ermahnt, so sagen sie: „Laßt die Mönche das thun, die haben es gelobt" — gerade als ob sie selbst nicht verpflichtet wären, Gottes Gebote zu halten, und als ob sie es nicht gelobt hätten. Ist es doch klar, daß kein Mönch mehr geloben kann, als wir bei der Taufe gelobt haben, wenn man nur genau in Betracht zieht, was nach meiner Darlegung die Taufe in sich befaßt.

Im Gegentheil, wir sind viel mehr an unsere Gelöbnisse gebunden, als ein Mönch an sein Gelübde, da wir es keinem Menschen, sondern Gott

schwören und da wir keine Menschenregel, sondern das Evangelium zu halten geloben. Laßt ihr euch denn bedünken, daß es etwas Geringes sei, ein Christ zu sein, und habt doch Christo gelobt, euer Leben zu bessern und nicht nach der Welt oder nach dem Fleische zu leben? Nein, es ist ein Großes, den Christenglauben zu haben, so groß, daß nur Wenige wissen, was es in sich faßt, selbst von Solchen, die vor der Welt als gelehrt erscheinen.

Nun könnte aber Jemand sagen: „Ich habe es Gott nicht gelobt, ich war noch ein Kind — laßt diejenigen das Gelübde halten, die es für mich abgelegt haben." Um solchen Einwürfen zu begegnen, hatte man in alten Zeiten die Einrichtung, daß Keiner getauft wurde, ehe er erwachsen war, damit er selbst geloben und dem Teufel absagen konnte, und damit er wüßte, was er gelobt hätte. Wurden aber die Kinder krank, so pflegte man sie dennoch zu taufen. Nun sind wir aber, auch wenn wir selbst das Gelöbniß nicht abgelegt haben, doch nichtsdestoweniger verbunden, dasselbe zu halten. Nimm einmal an, du wärest als Kind von einem Jahr gestorben — würdest du dann selig geworden sein? Du sagst: „Ja, durch den Glauben meiner Pathen." Dann sage ich: Erkennst du dem Glau-

ben deiner Pathen solche Kraft zu, daß du dadurch hättest selig werden können — so ist derselbe auch kräftig genug, dich zu demjenigen zu verpflichten, was sie für dich gelobt haben, unter Verlust deiner Seligkeit. Deshalb mußt du ebensowohl das halten, was deine Pathen für dich gelobt haben, als wenn du selbst es gelobt hättest. Aber die Pathen ihrerseits sind verpflichtet, die Kinder zu ermahnen und ihnen zu helfen, daß sie zur Schule geschickt werden, auf daß sie das heilige Evangelium sowie Sankt Pauli Briefe und Lehren kennen lernen. Dazu sind die Ungelehrten ebensowohl verpflichtet, wie die Gelehrten. Gott hat nicht geboten, daß man das heilige Evangelium verkündigen solle allein den Priestern, sondern aller Creatur, z. B. bei Markus im 16. Kapitel, wo der Herr zu seinen Jüngern sagt: „Geht in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur" — denn das Evangelium sollen wir Alle in gleicher Weise kennen lernen. Auch Sankt Paulus hat seine Briefe nicht an Priester allein geschrieben, sondern an Alle; wie er denn im ersten Briefe an die Corinther im 1. Kapitel sagt, daß er an die ganze Kirche, an Alle, die den Namen Jesu anrufen, schreibt. Und Christus ist ebenso gut für den Bürgersmann wie für den Geistlichen gestorben.

Mark. 16, 15.

1. Cor. 1, 2.

Nichtsdestoweniger verlangt Gott das Studium der heiligen Schrift von den Geistlichen, denn diese haben Muße, die Schrift zu lesen und sie den Ungelehrten auszulegen. Daneben wäre es gut, wenn die Bürger selbst das Evangelium genau kennten und auswendig wüßten nebst gewissen Geschichten aus dem Alten Testament, weil sie dann den Prediger besser verstehen könnten. Auch wäre es gut, wenn Jeder seine Kinder lesen lehrte, wie man es früher that. Die Juden hatten ihr Gesetz hebräisch; das konnte Jeder lesen und verstehen. Darauf wurden durch Sankt Paulus die Heiden bekehrt; denen schrieb er griechisch, was Jeder verstand. Dann wurde Italien und Afrika bekehrt. Da sprachen Alle Latein, und so übersetzte man die Bibel ins Lateinische, um sie Allen verständlich zu machen. Man predigte lateinisch und las die Propheten in der Kirche lateinisch vor. Damals gab es viele Frauen und Jungfrauen, welche die heilige Schrift sehr genau kannten, z. B. Paula und Eustochium, Demetrias und Marcella und noch Andere, die der heilige Hieronymus erwähnt. Der gemeine Mann las die Bibel zu Hause mit seinen Kindern. Heutzutage nun sollte man entweder die heilige Schrift ins Deutsche übersetzen, oder man sollte die Kinder alle Latein lernen lassen. Dagegen ließe sich ein=

wenden, daß nicht Alle, wenigstens nicht die Armen, ihre Kinder zur Schule schicken können. Ich möchte aber, daß man die Kinder der armen Leute aus dem Gemeindevermögen zur Schule schickte, oder daß man das Geld nähme, welches so überflüssiger Weise an das Ausputzen von Heiligenbildern und Altären gelegt oder verwandt wird, um Klöster, Vikarieen und Pfründen zu stiften, oder das man in der Kirche opfert, oder wovon man goldene Gefäße und Schmucksachen kauft — alles das könnte man tausendmal besser verwenden, indem man arme Knaben und Mädchen damit zur Schule hielte, bis sie die Schrift lesen und verstehen könnten. Findet man doch manche Erwachsene, die ihr Vaterunser und das Glaubensbekenntniß nicht hersagen können. Deshalb, sage ich, wäre es gut für die Christenheit, wenn man alle Kinder in die Schule gehen ließe bis sie die heilige Schrift lesen und verstehen könnten. Und dann sollten diejenigen, die kein Talent und keine Neigung haben, in der Schule zu bleiben, ein Handwerk lernen. Handelte man so, dann würde sich ein doppelter Vortheil ergeben. Erstens würden wir nicht so viele ungebildete Priester und Mönche in der heiligen Kirche haben. Denn jetzt werden viele junge Leute Priester und Mönche, die nicht dazu

geeignet sind; und durch ungebildete Priester und Mönche ist so viel Irrthum in die Welt gekommen: sie predigen eben was sie wissen, und das glauben dann die Ungebildeten. Zweitens würde man, wenn der Schulbesuch allgemein wäre, und man die Geschichten und das Evangelium selbst gelesen hätte, die Prediger besser verstehen. Und dann könnten die Leute bei der Arbeit ihren Gesellen und ihren Kindern aus dem Evangelium oder den Psalmen oder aus andern Büchern der heiligen Schrift erzählen statt der Fabeln und leichtfertigen, unsittlichen Geschichten, die Einer dem Andern nacherzählt. Sieht man es doch bisweilen, daß Handwerksgesellen, welche Schulunterricht genossen haben, bei der Arbeit diejenigen Lieder singen, die sie im Chor oder in der Schule gelernt haben, während andere Gesellen ihre unsauberen Liedchen singen, weil sie nichts besseres gelernt haben. Solche Leute wissen oft kaum die Artikel des christlichen Glaubens und heißen doch noch Christen.

Viertes Kapitel.

Was der Glaube ist, und was man glauben muß, um selig zu werden.

Ich sagte zu Anfang, daß der Glaube das Fundament des Christenthums bildet, daß aber nur Wenige diesen Glauben haben oder wissen, was er ist. Man meint den Glauben schon zu haben, den jeder Christ haben muß, wenn man nur glaubt, daß Gott Gott ist und wenn man das Glaubensbekenntniß hersagen kann. Der Teufel glaubt auch, daß Gott ist und daß es ein ewiges Leben und eine Hölle giebt, und ist darum doch nicht besser. Sagt doch Sankt Jakobus im 2. Kapitel: „Die Teufel glauben auch und zittern." Auch das ist noch nicht die Hauptsache, was ihr freilich einfach ohne Klügeln glauben müßt: daß Vater, Sohn und heiliger Geist Ein Gott ist — auch darin liegt unser christlicher Glaube noch nicht, weil ja der Teufel auch das glaubt und darum doch nicht besser wird.

Jak. 2, 19.

Wollt ihr aber wissen, was ihr glauben sollt, so lehrt uns das Sankt Paulus im 4. Kapitel des Briefes an die Römer, wo er von Abrahams Glauben redet. Da wir aber diese Stelle noch nicht verstehen können, so wollen wir mit ihrer Erklärung noch etwas warten. So steht denn als Erstes, woran wir glauben sollen, das Evangelium da. Als der Herr seine Predigt begann, sprach er, wie Markus im 1. Kapitel sagt, also: „Laßt eure Sünden und böses Wesen und glaubet an das Evangelium.“ Was ist denn das Evangelium? Evangelium heißt auf deutsch: gute, fröhliche Botschaft — ist es doch eine Botschaft von Gottes Gunst, Güte, Gnade und Barmherzigkeit gegen uns, eine Botschaft, daß Gott uns zu Gnaden angenommen hat. Darum sangen die Engel bei Christi Geburt, wie Lukas im 2. Kapitel sagt: „Ich verkündige euch große Freude: euch ist heute der Heiland Jesus Christus geboren.“ An dieses Evangelium, also an diese Botschaft, sollen wir glauben, d. h. wir sollen fest glauben, daß Gott der Vater seinen Sohn hierher gesandt hat, auf daß er uns loskaufe vom Teufel, dem wir zu eigen waren durch die Sünde unserer Voreltern, und von dem nichts uns frei zu machen vermochte, weder die eigene Kraft, noch die Hilfe Anderer, die ja

Röm. 4.

Mark. 1, 15.

Luk. 2, 11.

auch Alle ihm zu eigen sind, wie dies die Stelle
Röm. 3, 22. im Römerbrief im 3. Kapitel besagt: „Wir haben allzumal gesündigt und wir bedürfen Alle der Gnade Gottes.“ Wer also für uns genug thun sollte, der mußte ohne Sünde und selber frei sein. Ein Solcher aber war in der Welt nicht. So war es denn, wenn wir nicht ewig verloren gehen sollten, nöthig, daß Gott selbst Mensch würde. Und so hat der allmächtige Gott aus lauter Liebe zu uns sich unser erbarmt und hat seinen einigen Sohn Jesus
Jer. 31, 3. Christus hergesandt. Wie der Prophet Jeremias im 31. Kapitel sagt: „Mit ewiger Liebe habe ich euch geliebt, darum habe ich euch zu mir gezogen aus Barmherzigkeit.“ Sein Sohn sollte durch seinen Tod, den er nicht verdient hatte, uns mit Gott versöhnen.
2. Cor. 5, 19. So sagt auch Sankt Paulus im 5. Kapitel des zweiten Briefes an die Corinther: „Gott der Vater hat sich selbst durch Christum mit uns versöhnt.“

Da nun der Teufel seine Hand an Christus legte, an den er kein Anrecht hatte, so hat er sein ganzes Recht verloren, das er an uns hatte, und so sind wir aus des Teufels Besitz erlöst und gehören Gott an. Indem aber der Sohn Gottes Mensch wurde, ist er unser Bruder geworden, und wir als seine Brüder sind auch seine Miterben an seines Vaters Ruhm, wie Paulus

im 8. Kapitel des Römerbriefes sagt. Wir haben Röm. 8, 17.
ebenso viel Anrecht an den Himmel wie Christus
selbst. Ist er Gottes Sohn seinem Wesen nach
und stets Gottes Sohn gewesen, so sind wir Gottes
Kinder durch Gottes Wohlwollen und die Gnade,
die er uns erwiesen hat. Wie denn Paulus den
Ephesern im 1. Kapitel schreibt: „Gott hat uns zu- Ephes. 1, 5.
vor verordnet zur Kindschaft durch Jesum Christum
seinen Sohn." Das ist das Erste, was wir
glauben müssen, nämlich, daß wir sicherlich Gottes
Kinder sind und daß Gott unser Vater ist.

Zweitens sollen wir den Worten Gottes glauben
und vertrauen, daß Alles was Gott gesagt und
verheißen hat, auch geschehen wird. Obwohl Abra-
ham wußte, daß nach dem gewöhnlichen Laufe der
Natur seine Frau nicht mehr empfangen werde, so
glaubte er doch der Verheißung Gottes, die er nach
Römer 4 erhalten hatte. Als nun der Sohn ge-
boren war, gebot ihm Gott, denselben zu tödten,
und auch dazu war Abraham bereit. Er hielt es
für eher möglich, daß sein Sohn von dem Tode
auferstehen, als daß Gottes Verheißung sich nicht
erfüllen würde. So fest sollen auch wir auf Gottes
Wort stehen, wenn auch alle Menschen, Engel und
Teufel uns anders bereden möchten. Wir sollen
fest glauben, daß Gottes Verheißungen eintreffen

und daß Gott hält, was er uns versprochen hat. Was hat er uns denn versprochen? Er hat uns das ewige Leben versprochen, wo es heißt: „Thut
Mark 3, 2. Buße, das ewige Leben ist nahe.“ Und an anderer Stelle: „Wer getauft wird und glaubet, der soll
Mark. 16, 16. selig werden“ (Mark. 16). Desgleichen hat er Vergebung aller Sünden verheißen Allen, die an ihn glauben, das heißt die von ganzem Herzen ihm angehören und auf seine große Barmherzigkeit und Gnade vertrauen, wie Sankt Petrus im 10. Ka-
Ap.-Gesch. 10, 43. pitel der Apostelgeschichte den Juden und Heiden verkündigt: „Alle Propheten geben Zeugniß davon, daß, wer an den Namen Christi glaubt, Vergebung der Sünden empfangen soll.“ Ferner hat er uns verheißen, daß wir Kinder Gottes sein sollen, wie
Joh. 1, 12. Sankt Johannes im 1. Kapitel seines Evangeliums sagt: „Gott hat Macht gegeben seine Kinder zu werden Allen die an ihn glauben.“ Je weniger uns dies möglich dünkt in Anbetracht unserer Werke und unseres sündigen Lebens, um so standhafter sollen wir es glauben. Das war Abrahams
Röm. 4, 3. Glaube, der ihm nach Römer 4 „zur Gerechtigkeit gerechnet wurde.“

Wenn wir so von ganzem Herzen all unser Vertrauen auf Gott und seine Verheißungen setzen, so ist es unmöglich, daß wir zu Schanden werden

sollten. Denn wenn Gott Alles kann, so kann er auch seine Verheißungen halten. Und wenn er der Allerbarmherzigste ist, so wird er uns auch halten, was er verspricht, falls wir nur fest ihm glauben und vertrauen. Wie er uns ohne unser Verdienst in der Taufe zu seinen Kindern und Erben gemacht hat, so will er uns auch ohne unser Verdienst das geben, was er uns versprochen hat. Daran soll Niemand zweifeln. Wie ihr es mit euren Werken nicht verdient habt, daß Gott euch zu seinen Erben machte, so sollt ihr auch nicht um eurer Sünden willen zweifeln, da wir aus Gottes Gnade allein selig werden und nicht aus eigenem Verdienste. Denn noch ehe wir das geringste Gute gethan hatten, ja als wir noch Gottes Feinde waren, da hat er uns zu seinen Kindern und Erben gemacht. Schreibt doch Sankt Paulus an die Epheser im 2. Kapitel: „Als wir todt waren in unsern Sünden hat Gott uns wieder lebendig gemacht mit seiner göttlichen Gnade.“ Er hat uns in Gnaden angenommen, uns alle Sünden vergeben und uns zu seinen Kindern gemacht: jetzt gehören wir ihm und er uns, und wir sind Eins mit Gott. Sollte uns daher Jemand zum Zweifel verleiten wollen, es sei Engel oder Teufel, so sollen wir ihm nicht glauben, denn Niemand kann Gottes Verheißungen

Ephes. 2, 5.

zu nichte machen. Glaubet ihr fest an Gott, so wird er seine Verheißungen halten; hat er es euch doch, damit ihr es glauben sollt, eidlich zugeschworen. Glaubt ihr ihm aber nicht und zweifelt ihr um eurer Sünden willen, so bleibt zwar Gottes Wort fest, aber ihr haltet euren Glauben nicht. Wie Sankt Paulus an seinen Jünger Timotheus schreibt: „Gottes Wort ist getreu und unwandelbar; sterben wir mit ihm, so sollen wir auch wieder mit ihm lebendig werden. Aber selbst wenn wir ihm nicht glauben, bleibt er fest und getreu." Er hat sich uns selbst verbunden und um seines Versprechens willen ist er uns den Himmel schuldig — glauben wir ihm aber nicht, so ist er uns nichts schuldig.

2. Tim. 2, 11—13.

Lest das ganze Evangelium durch: Christus hat nichts so sehr bei seinen Jüngern gestraft wie den Unglauben. So steht schon bei Matthäus im 14. Kapitel, was Jesus zu Sankt Petrus sprach, als er über das Wasser wandelte: „O du Kleingläubiger, warum zweifelst du?" Desgleichen zu dem Gichtbrüchigen: „Glaube, mein Sohn, und deine Sünden sind dir vergeben" (Matth. 9). Und zu dem Blinden: „Glaubst du, daß ich dir helfen kann?" Um ihres Unglaubens willen vermochten die Apostel den Teufel nicht auszutreiben, wie denn

Matth. 14, 31.

Matth. 9, 2.

der Herr bei Matthäus im 17. Kapitel zu seinen Jüngern sprach: „O ihr ungläubiges und halsstarriges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein?" Daraus ersieht man wohl, wie sehr der Herr seine Apostel wegen ihres Unglaubens gestraft hat.

Matth. 17, 17.

Moses durfte das Volk Israel nicht in das Land der Verheißung bringen, weil er Gott nicht die Ehre gegeben und angefangen hatte an Gott zu zweifeln. Daran sollen wir erkennen, daß allein standhafter Glaube und Vertrauen uns in das Land der Verheißung, d. h. in den Himmel, bringt. Wie denn geschrieben steht im Alten Testament im Buch Deuteronomium im 9. Kapitel: „Dies sind die Worte, die Moses der Prophet zum Volke Israel sprach. Ihr werdet nicht in das Land der Verheißung einziehen um eurer Gerechtigkeit willen, sonder weil Gott es euren Vätern Abraham, Isaak und Jakob verheißen hat." Darum heißt es auch ein Land der Verheißung, weil unsere Seligkeit nicht von unseren guten Werken herkommt, sondern aus Gottes Verheißung, und weil Gott sein Wort erfüllen will, sofern wir nur mit ganzem Herzen ihm glauben. Er selbst hat sich uns dazu verbunden, daß er uns das ewige Leben geben will. Denn er will nichts anderes als unsere Seligkeit

5. Mos. 9, 5.

und ermahnt uns, daß wir ihn bitten sollen, und will uns gern erhören, wie es im Johannes-evangelium im 14. Kapitel heißt: „Was ihr vom Vater erbitten werdet in meinem Namen, das soll euch werden.“ Er ist auch zu allen Zeiten bereit uns die Sünden zu vergeben, wie der Prophet Ezechiel im 18. Kapitel sagt: „Wo sich der Gottlose bekehret von seinen Sünden zur Rechtschaffenheit, so soll er leben und nicht sterben.“ Und Sankt Paulus Römer 10: „Wer Gott glaubet und vertraut, soll nicht zu Schanden werden.“ Alle, die den Namen Gottes anrufen, d. h. die sich in völligem Vertrauen auf Gott verlassen, sollen selig werden. Gleichwie der Uebelthäter, der mit Christus gekreuzigt war und ihn mit vollem Vertrauen anrief, die Antwort erhielt: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Und wie Magdalena, zu der Christus sprach: „Wie du geglaubt hast, ist dir geschehen — gehe in Frieden“ (Luk. 7).

Joh. 14, 13, 14. Ezech. 18, 21. Röm. 10, 13. Luk. 24, 10. Luk. 7, 50.

Zweitens müssen wir aber auch glauben, daß Gott nichts Anderes will, als unsere Seligkeit. Was uns daher auch immer begegne, ob wir gesund seien oder krank, reich oder arm, geehrt oder verachtet, edel oder unedel, ob wir leben oder sterben — mit Allem, was Gott uns zusendet, sollen wir zufrieden sein, da wir sicher wissen,

daß ohne seinen Willen nichts geschieht. Wenn kein Blatt vom Baume und kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen Gottes, um wieviel weniger wird dann uns etwas treffen, was nicht Gott verhängt hat! „Verkauft man nicht", sagt der Herr bei Matthäus, Kap. 10, „zween Sperlinge um einen Pfennig, und doch fällt nicht einer von ihnen zur Erde ohne den Willen des himmlischen Vaters." Was nun Gott uns zusendet, das sollen wir mit großer Dankbarkeit hinnehmen, wie Abraham that, als er aus seinem Lande gehen mußte, und Gott zu ihm sprach: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen werde" (Gen. 12). Da wir nun Abrahams Kinder und durch Abrahams Glauben selig sind, so müssen wir auch Abrahams Werke thun, wie es im 8. Kapitel des Johannesevangeliums heißt: „Seid ihr Abrahams Kinder, so thut Abrahams Werke." Und darum sollen wir alle Leiden, die Gott uns schickt, geduldig tragen; denn wären sie uns nicht dienlich, so würde er sie wohl verhindern, was es auch sei: theure Zeit, Krieg, Pestilenz, Armuth, Krankheit, Verdruß oder Last von den Kindern, Schatzung und alles derartige, zuletzt den Tod selber. Sagt doch Sankt Paulus im 14. Kapitel des Römer-

Matth. 10, 29.

1. Mos. 12, 1.

Joh. 8, 39.

Röm. 14, 8.

briefs: „Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn."

Darum soll ein Christ sich nicht betrüben, wenn ihn Prüfung und Leid trifft, sondern er soll fröhlich darüber sein, daß Gott ihn für würdig achtet, etwas um seinetwillen zu leiden, wie dies die Apostel thaten nach Apostelgesch. 5: „Die Apostel gingen fröhlich vom Gerichte, wo sie von den Aeltesten der Juden geschlagen worden waren, froh, daß sie gewürdigt worden, um des Namens Christi willen Anfechtung zu leiden." Christus hat auch seinen Jüngern nichts Anderes verheißen, als Bedrückung und Leiden in dieser Welt, wie er im 16. Kapitel des Johannesevangeliums sagt: „Die Welt wird sich freuen, aber ihr werdet trauern." Und in demselben Kapitel: „In der Welt habt ihr Bedrückung und Angst, aber seid getrost — ich habe die Welt überwunden!" Es giebt auch kein sichreres Zeichen davon, daß ein Mensch verloren ist und bleibt, als wenn er hienieden ein sündiges Leben führt und dabei im Glücke lebt; denn man muß schließen, daß ihm dieses äußere Glück statt des ewigen Lebens gegeben wird. Andererseits giebt es kein sichreres Zeichen der Seligkeit, als wenn Einer gottselig lebt und dann doch alle Anfechtung durchmacht. Denn Glück bedeutet ge-

Ap.-Gesch. 5, 41.

Joh. 16, 20.

Joh. 33.

meiniglich, daß Gott den Menschen verworfen hat und ihn vergißt. Unglück dagegen bedeutet, daß Gott den Menschen lieb hat. Denn er wird durch Druck und Leid ermahnt, Gott anzurufen. Darum soll der Mensch seinen Willen dem Willen Gottes anpassen und alles Ungemach geduldig leiden, ob es Krieg oder Pestilenz, ja der Tod selber sei. Der Mensch soll stets fest stehen in seinem Glauben und Vertrauen auf Gott und sicher wissen, daß nichts ihn trifft ohne den Willen Gottes, und soll Gott allzeit danken, daß er ihn würdigt um seinetwillen Verdruß zu leiden, wie dies Hiob und Tobias und Andere thaten. Gott weiß ja, was uns selig ist. Wer aber in seinem Leide gegen Gott murret und klagt, der ist kein Christ, denn er glaubt nicht, daß Gott ihn zu seiner Seligkeit versucht. Sind wir doch in Gottes Hand gleich dem Thon in des Töpfers Hand, wie Sankt Paulus Römer 9 schreibt: „O Mensch, wer bist du, daß du gegen Gott murrest? Darf auch der Thon wohl sagen zum Töpfer: warum hast du dies aus mir gemacht?“ Gewiß nicht — wie der Töpfer das Gefäß macht, welches er will, so thut Gott mit uns; ob wir leben oder sterben (sagt Sankt Paulus), wir gehören ihm zu.

Röm. 9, 20.

Mit solch standhaftem Glauben alle Trübsal

ertragen, das heißt christlich leben, und das ist der Glaube, auf dem das Christenthum beruhet. Denn wir vertrauen und glauben fest, daß Gott unser Vater ist und daß er uns nicht verwerfen wird, da er uns ja jetzt züchtiget. Giebt es doch, wie gesagt, kein sichreres Zeichen davon, daß Gott euch liebt, als daß euch Trübsal und Unglück trifft, wie denn auch alle Schriften des Neuen Testaments uns hienieden nichts verheißen als Druck und Leiden.

Fünftes Kapitel.

Welches der sicherste Weg zur Seligkeit sei.

Das möge jeder Christ sich merken, daß seit Adams Zeiten bis auf den heutigen Tag Niemand das ewige Leben durch gute Werke verdient hat. Auch wird Niemand es je mit guten Werken verdienen, wie Sankt Paulus im 7. Kapitel des Briefes an die Hebräer schreibt: „Das Gesetz hat Keinen zur Vollkommenheit geführt.“ Darum irren

Hebr. 7, 19.

alle diejenigen, welche meinen, daß sie dann selig werden, wenn sie viel Gutes gethan haben, und alle diejenigen, welche meinen, daß sie dann verloren seien, wenn sie keine guten Werke gethan haben. Denn gute Werke machen Keinen sicher, daß er erlöst ist, und wer nichts Gutes gethan hat, der ist darum doch nicht sicher, daß er verdammt sein wird. Daß die Werke keine Sicherheit geben, zeigt das Beispiel des Pharisäers, der viel Gutes gethan hatte und großen Lohn von Gott erwartetete, aber von ihm verworfen wurde. Sankt Lukas erzählt das im 18. Kapitel, wo der Pharisäer Gott dankt, daß er nicht sei wie Andere. Der Zöllner jedoch, der kein gutes Werk gethan hatte, aber demüthig seine Sünden bekannte, der ward von Gott in Gnaden angenommen. Damit wir nun erkennen, daß Gott unserer guten Werke nicht bedarf, um uns selig zu machen, so will ich hier zuerst zeigen, inwiefern wir bereits selig sind.

Luk. 18, 10—14.

Zunächst muß man wissen, daß wir durch die Erbsünde dem Teufel zu eigen waren, und daß Niemand in der Welt uns helfen konnte, da ja alle Menschen Gott in gleichem Maße verschuldet waren. Und — was noch schlimmer — wir erkannten unser Elend nicht an und verlangten auch keine Hilfe von Gott. Da es nun gar keinen andern Weg

gab, uns vom Teufel frei zu machen, so hat der allmächtige Gott aus großer Barmherzigkeit freiwillig seinen Sohn Jesus Mensch werden lassen, auf daß er durch seinen unverdienten Tod uns von dem ewigen Tode erlösete, den wir Alle verdient hatten. So schreibt Sankt Paulus an die Römer im 5. Kapitel: „Gleichwie durch Eines Menschen (Adams) Sünde der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen ist, so ist auch wiederum das Leben, das heißt die Gnade Gottes, durch Einen Menschen (Christus) an uns gelangt.“ Aehnlich Ephes. 1: „Gelobt sei der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit geistlichem Segen durch Christum seinen Sohn.“ Somit ist uns diese Gnade von Gott erwiesen aus lauter Güte, nicht um unseres Verdienstes oder guter Werke willen, da wir nicht einmal unsere Knechtschaft erkannten und die Gnade von Gott gar nicht erbeten hatten. Als aber der Teufel seine Hand an Christus legte, an den er kein Anrecht hatte, weil er ohne Sünde war, hat dieser Recht behalten gegen den Teufel und für uns; Gott hat uns frei gemacht, wir sind seine Erben, und alle seine Ehre gehört uns mit, wie Paulus mehr als hinreichend uns in allen seinen Briefen lehrt. Alles das hat Gott uns erwiesen ohne unser Verdienst, und wir brauchen uns darum

Röm. 5, 15.

Ephes. 1, 3.

nicht zu bemühen, denn wir haben es schon und sind schon Kinder Gottes, wie Sankt Johannes im 3. Kapitel seines ersten Briefes schreibt: „Seht, wie große Liebe Gott uns bewiesen hat; wir heißen seine Kinder, und wir sind es auch." 1. Joh. 3, 1—2.

Meine theuren Brüder, jetzt sind wir Gottes Kinder; die Seligkeit hat uns Gott aus freien Stücken gegeben durch Jesum Christum seinen Sohn. Christus ist Mensch geworden, um seinem Vater für uns genug zu thun und uns wiederum mit seinem Vater zu versöhnen. So schreibt Paulus Römer 3: „Wir sind gerechtfertigt durch die Gnade Gottes in Christo Jesu." Röm. 3, 23. Christus ist ein Mittler und Friedensstifter geworden zwischen Gott und den Menschen. Fragt uns jemand: was hat er denn seinem Vater für uns dargebracht? — so antworten wir: er hat sich selber dargebracht, er ist selbst das Opfer gewesen, wie Sankt Paulus im 7. Kapitel an die Hebräer schreibt: „Einen solchen Hohenpriester sollten wir zum Mittler haben, der da wäre heilig, unschuldig, ohne Sünden und Flecken." Hebr. 7, 26. Und durch seinen Tod ist es uns verliehen Christen zu sein, wie Paulus Galater 3 schreibt: „Ihr seid allesammt Kinder Gottes durch den Glauben, den ihr in Christo Jesu habt." Gal. 3, 26. Weil nun Christus Mensch geworden, so ist er auch unser

Bruder geworden: sind wir aber Brüder, so sind wir auch Erben seines Ruhmes, den er beim Vater
Röm. 8, 17. hat — wie Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes sagt. Christus ist für uns gestorben und hat uns seines Ruhmes theilhaftig gemacht.

Fragt man nun: Hat uns Gott der Vater das alles aus freien Stücken gegeben? hatte Niemand es verdient? — so antworten wir: Nein, Niemand hatte es verdient. Niemand hatte mit eigenem Verdienst oder guten Werken Gott dazu gebracht, sondern er hat das von selbst aus Barmherzigkeit ge-
Jer. 31, 3. than. Wie der Prophet Jeremias im 31. Kapitel sagt: „Ich habe euch je und je geliebt, darum habe ich Erbarmen mit euch gehabt und euch in Gnaden angenommen." Und im Evangelium Johannis im
Joh. 3, 16. 3. Kapitel sagt Christus: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn gesandt hat, auf daß Alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben."

Um uns also zum ewigen Leben zu führen, dazu bedarf Gott unserer guten Werke nicht. So
Gal. 3, 21—22. schreibt auch Sankt Paulus an die Galater im 3. Kapitel: „Gäbe es ein Gesetz, welches Jemand das Leben bringen könnte, so käme die Gerechtigkeit aus dem Gesetz; nun aber hat die Schrift alle Menschen unter die Sünde beschlossen, damit wir

errettet würden durch den Glauben an Jesum Christum.“ Und an die Römer im 8. Kapitel: „Ist Gott für uns, wer möchte wider uns sein?“ Da der Vater uns seinen eigenen Sohn gab, wer zweifelt noch daran, daß er uns mit ihm Alles geschenkt hat? Alles — das heißt: Freiheit von der Knechtschaft des Teufels, Vergebung unserer Sünden, Ruhm und Freude des ewigen Lebens. Alles das hat Gott uns gegeben, wie Sankt Paulus an die Hebräer im 9. Kapitel schreibt: „Wir sind erlöst nicht mit Blut von Kälbern oder Böcken, sondern durch das Blut des unbefleckten Lammes Jesu Christi.“ Und deshalb brauchen wir uns nicht mit unseren guten Werken abzumühen, um das ewige Leben zu erlangen — wir haben es schon, wir sind schon selig, wir sind schon Gottes Kinder. Gott hat uns dies ganz aus freien Stücken, ohne unser Verdienst, gegeben.

Röm. 8, 31.

Hebr. 9, 14.

Da könnte nun Jemand entgegnen: Ich will auch selbst etwas Gutes mit thun, damit ich meiner Seligkeit um so gewisser werde. Wer das sagt, wer da meint, daß seine guten Werke mit zur Seligkeit nützen könnten — der lästert Gott, weil er gegen Gottes Allmacht und gegen Gottes Güte redet. Schreibt doch Paulus an die Galater im 5. Kapitel: „Ich, Paulus, sage euch: wenn ihr

Gal. 5, 4, 6.

euch beschneiden laßt, so ist Christus euch nichts nütze." Das heißt: wenn ihr euer Vertrauen zum Theil auf das Gesetz oder auf die Werke setzt, so wird Christus euch nichts helfen. Und weiterhin in demselben Kapitel: „Es verlieren Christum und fallen von der Gnade Gottes Alle, die durch die Werke des Gesetzes gerechtfertigt werden wollen." Wie könnte das klarer ausgedrückt werden? Darum lästert gegen die Allmacht Gottes, wer mit seinen Werken auch nur das Geringste verdienen will. So sollen wir denn allezeit unsere guten Werke thun aus Liebe, zum Nutzen unserer Nebenmenschen und nicht um unserer Seligkeit willen, da wir ja, wie vorhin gesagt, durch Christus des ewigen Lebens sicher sind. Wer durch seine Werke Gott genugthun will, handelt Gott gegenüber so, als ob dieser nicht im Stande wäre, ihm ohne seine Werke die Sünde zu vergeben. Er thut auch, als ob Christi Leiden nicht wirksam genug sei, uns ohne unsere Verdienste in den Himmel hinein zu helfen. Darum, wiederhole ich, müssen wir allein und rein auf Gottes Gnade vertrauen ohne unsere Werke — oder Christus wird uns nichts nützen.

Sechstes Kapitel.

Daß die Gnade Gottes allein und nichts Anderes uns selig macht.

Es könnte nun Jemand sagen: Ich weiß wohl, daß Gott Macht hat, mich selig zu machen, aber ich weiß nicht, ob er auch dazu gewillt sein wird; wenn ich nun auch selbst gerecht lebe, so werden ihn vielleicht meine guten Werke dazu bringen, daß er mich selig macht, was er sonst nicht gethan haben würde. — Wer so denkt oder spricht, lästert Gottes Güte, als wenn er von selbst nicht barmherzig und gütig genug wäre und erst durch unsere Werke zur Barmherzigkeit erweckt werden müßte. Paulus schreibt dagegen an die Römer im 4. Kapitel: „Die Verheißung ist Abraham zu Theil geworden nicht durch das Gesetz, sondern durch den Glauben allein.“ Ist doch auch Gottes Wesen nichts als Güte und Barmherzigkeit, wie er dies allezeit bewiesen und Niemand, außer wer nicht an ihn glaubt, verschmäht oder

Röm. 4, 13.

ohne Trost gelassen hat, was man auch immer von ihm erbat. Deshalb möge man vor Allem sicher wissen, daß wir allein durch die Gnade Gottes sind und selig werden sollen. Gott will nicht, daß ihr eure guten Werke oder eure Gerechtigkeit mit seiner Rechtfertigung vermischet, gleich als ob eure guten Werke etwas mit dazu geholfen hätten. Denn Gott will es allein thun und will dazu keine Hilfe; er bedarf Niemandes Rath und That, Niemandes Werke oder Rechtfertigung, wie Sankt Paulus Epheser 2 schreibt: „Wir werden gerechtfertigt durch die Gnade Gottes, nicht durch unsere Werke.“ Und Sankt Johannes im 2. Kapitel des ersten Briefes: „Christus ist unsere Versöhnung geworden.“ Sein Tod und die Rechtfertigung Gottes sind mächtig genug, alle Sünden der Welt auszulöschen. Warum will uns denn Gott aus freien Stücken selig machen? Das thut er, um seine Güte und Barmherzigkeit uns um so heller leuchten zu lassen — wie Sankt Paulus Epheser 2 schreibt: „Gott der Allmächtige, welcher reich und überschwänglich an Barmherzigkeit ist, hat uns durch Christum wieder vom Tode zum Leben geführt.“ Er hat es aber gethan, auf daß wir allzumal seine Güte gegen die Menschheit bewundern und loben und ihr Dank und Preis darbringen sollten.

Ephes. 2, 8, 9.

1. Joh. 2, 2.

Ephes. 2, 4—7.

Wenn Gott uns um unserer Werke willen selig machte, so thäte er das nicht aus Güte, sondern unsere Werke hätten es verdient, und so brauchten wir Gott nicht dafür zu danken, sondern hätten es nur unseren guten Werken und uns selber zuzuschreiben. Aber Sankt Paulus und alle Propheten lehren uns, daß wir allein durch die Gnade Gottes selig werden und nicht durch unsere Verdienste, da wir deren gar keine haben. Und wie Gott will, daß wir keinem Andern danken, Keinen loben oder lieben sollen als ihn allein, so will er auch nicht, daß wir von irgend jemand Anderem als von ihm Seligkeit begehren sollen. Gott will allein unsere Seligkeit und unser Seligmacher sein; er will nicht, daß wir irgendwo anders als in ihm und bei ihm unsern Trost suchen sollen, auch nicht bei uns und unseren guten Werken. Deshalb schreibt Sankt Paulus an seinen Schüler Titus im 3. Kapitel: Tit. 3, 4–5. „Es ist erschienen über uns die Freundlichkeit Gottes unseres Seligmachers, der uns selig gemacht hat nicht um der guten Werke willen, die wir gethan, sondern durch seine Gnade und Barmherzigkeit." Wer also meint, mit seinen Werken den Himmel verdienen zu können, der beraubt Gott seiner Güte, weil Gott aus freien Stücken und aus eigener Kraft uns selig macht. Sagt doch Christus im

Joh. 6, 44. 6. Kapitel des Evangeliums Johannis: „Niemand kommt zu mir, es sei denn, daß mein himmlischer Vater ihn zu sich ziehe," und an anderer Stelle
Joh. 15, 5. desselben Evangeliums im 15. Kapitel: „Ohne mich könnet ihr nichts thun." So spricht auch Gott
Hos. 13, 9. durch den Propheten Hosea im 13. Kapitel: Aus euch selbst habt ihr Verdammniß; sollt ihr selig werden, so muß es von mir kommen. Und Sankt
Röm. 9, 16. Paulus sagt im 9. Kapitel des Römerbriefes: „Das ewige Leben kommt nicht durch Wollen oder Laufen, sondern durch Gottes Erbarmen."

Deshalb sind alle diejenigen im Irrthum, welche glauben, daß Gott ihnen das ewige Leben schuldig sei, oder daß sie es verdient hätten mit ihren vielen guten Werken. Was Gott allein dem giebt, dem er es geben will, das wollen sie ihm aus der Hand nehmen. Gerade Solche erlangen es am allerwenigsten; Gott klopft sie auf die Finger und verwirft sie, wie er den Pharisäer verwarf, der seine guten Werke aufzählte, als ob Gott sie nicht gekannt hätte.

Wollt ihr nun das Himmelreich erlangen, so will ich euch rathen, Vertraut nicht auf eure guten Werke, sondern thut so wie das Evangelium
Luk. 17, 10. des Lukas im 17. Kapitel lehrt: „Wenn ihr Alles gethan habt, das euch geboten ist, so sollt ihr noch

sagen, wir sind unnütze Knechte." So demüthig muß der Mensch von sich selbst denken, wenn er selig werden soll. Denn „Gott widerstehet dem Hoffärtigen, aber dem Demüthigen giebt er Gnade" (Jakob. 4). Gott hat den Sünder viel lieber, der demüthig ist, ihm zu Füßen fällt und um Gnade bittet, als den, der viel Gutes gethan hat und darauf stolz ist, oder der meint, daß Gott ihm etwas schuldig sei um seiner guten Werke willen. Denn, wie gesagt, Gott will Niemand um der guten Werke willen selig machen, sondern um der Barmherzigkeit willen. Er thut dies, damit wir ihm dankbar seien, damit sein Name von uns Allen gelobt und ihm Ehre dargebracht werde; wie denn St. Paulus Epheser 1 schreibt: „Gott hat uns angenehm gemacht in dem Geliebten zum Lobe seiner herrlichen Gnade." Und an die Römer, Kapitel 3, schreibt Paulus: „Die Gerechtigkeit Gottes ist nun ohne das Gesetz erschienen." Deshalb wollte Gott Keinen zur Seligkeit gelangen lassen ehe Christus kam, weder Abraham noch Isaak noch David, — wie Sankt Paulus in demselben Kapitel sagt: „Wir haben allzumal gesündigt und wir bedürfen Alle der Gnade Gottes" — damit sie sowohl wie wir wissen sollten, daß Alle, die selig geworden, dies durch Christi Tod geworden

Jak. 4, 6.

Eph. 1, 6.

Röm. 3, 21.

sind, auch Abraham und David, die doch sonst wohl durch ihre Werke die Seligkeit verdient haben würden. Aber es giebt keinen andern Weg zum ewigen Leben als durch den gekreuzigten Jesus. Darum sollen wir allzeit unsere Hoffnung und unser Vertrauen auf Gott setzen, seine große Barmherzigkeit anrufen und also sprechen: „Lieber Herr, allmächtiger Gott! Ich armer sündiger Mensch bekenne vor deiner göttlichen Majestät, daß ich mit meinen Sünden die ewige Höllenstrafe verdient habe um deiner großen Gerechtigkeit willen. Aber trotzdem schöpfe ich Trost aus deinen gütigen Verheißungen, da du im Evangelium sagst: ‚Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben.‘ So komme denn ich armer sündiger Mensch zu dir, lieber Herr Jesus Christus, du alleinige Quelle der Barmherzigkeit. Ich vertraue nicht auf meine guten Werke noch auf sonst etwas, als auf dich allein — denn du bist allein der Weg, die Wahrheit und das Leben — und bitte dich, mir armen sündigen Menschen gnädig zu sein. Amen.“

Joh. 3, 36.

Joh. 14, 6.

Also soll ein Christ sich selbst demüthigen und gering von sich und seinen guten Werken denken. Ist doch, wie Jesaias sagt, all unsere Gerechtigkeit wie ein beflecktes Kleid. Daß Gott Niemand um seiner Werke willen selig macht, sagt auch Sankt

Jes. 64, 6.

Paulus im 11. Kapitel des Römerbriefs: „Wir werden erlöst durch Gottes Gnade, nicht durch unsere Werke — sonst wäre die Gnade Gottes für nichts." Gott will also haben, daß unsere Seligkeit aus Gnaden und nicht aus Verdienst kommt, weil es sonst keine Gnade wäre, vielmehr Lohn, den Gott nicht aus freien Stücken gäbe, sondern den wir wie Miethlinge, die um Geld arbeiten, verdienen könnten. Dagegen aber steht das Wort des Paulus: „Durch Gottes Gnade seid ihr selig geworden, nicht durch eure Werke, sondern durch euren Glauben." Es ist eine Gabe Gottes, kein Lohn. Auch Ephes. 2 warnt uns vor der Meinung, als ob wir uns selber selig gemacht, wenn es dort heißt: „Da wir todt waren in unseren Sünden, so hat Gott uns lebendig gemacht."

Röm. 11, 6.

Eph. 2, 5.

So sollen wir uns also nicht selbst rühmen. Gott will nicht, daß wir ihm um Lohn dienen wie Knechte; sondern er will, daß wir ihn lieb haben wie Kinder ihren Vater. Heißt es doch auch im 15. Kapitel des Johannesevangeliums: „Ich nenne euch fortan nicht Knechte, sondern meine Freunde." Und an anderer Stelle, im 22. Psalm: „Ich will deinen Namen verkündigen meinen Brüdern." Als der Herr vom Tode auferstanden war, sprach er zu den Frauen, die zum Grabe

Joh. 15, 15.

Ps. 22, 23.

kamen: „Gehet hin und sagt es den Brüdern, damit sie nach Galiläa gehen — dort sollen sie mich
Matth. 23, 9. sehen.“ Und zu den Aposteln Matth. 23: „Ihr sollet Niemand Vater heißen auf Erden. Denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ Deshalb lehrt er uns auch beten nicht „Unser Herr“, sondern
Matth. 6, 9. „Unser Vater, der du bist im Himmel“ (Matth. 6), weil wir seine Kinder sind. Sind wir aber Gottes Kinder, so sind wir auch seine Erben, wie dies vorhin gezeigt worden ist.

Siebentes Kapitel.

Wer dieser Gnade theilhaftig wird.

Es könnte nun Jemand fragen: „Wird diese Gnade Gottes allen Menschen zu Theil?“ — Nein, aber Allen, die an sie glauben. Und Alle, die an Christus glauben, sind Gottes Kinder,
Joh. 1, 12. wie Sankt Johannes im ersten Kapitel seines Evangeliums schreibt: „Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Gottes Kinder zu sein, die an seinen

Namen glauben.“ So sagt auch Sankt Paulus im 11. Kapitel des Briefes an die Hebräer: „Wer vor Gott tritt muß glauben, daß er ist und daß er diejenigen belohnt, die ihn suchen.“ Deshalb habe ich gesagt, daß das ganze Neue Testament, die Evangelien mit den Briefen des Paulus, in der Hauptsache nichts anderes lehren als Glauben und Vertrauen auf Christus, und darum ist der Glaube das Fundament des Christenthums. Soll euch deshalb Christi Leiden und Gottes Gnade zu gute kommen, so müßt ihr fest daran glauben und sicher wissen, daß Gottes Worte und Verheißungen wahrhaftig sind. Gott macht uns zu seinen Kindern, wie Sankt Paulus Gal. 4 schreibt: „Weil ihr Kinder Gottes seid, so hat Gott den Geist seines Sohnes in eure Herzen gesandt.“ Christus hat uns Freiheit vom Teufel und Vergebung unserer Sünden verheißen und uns zu seinen Erben gemacht und ernannt. Das war sein Testament, das er uns hinterlassen hat und worauf er gestorben ist.

Hebr. 11, 6.

Gal. 4, 6.

Damit wir das fest glauben sollten, hat er uns hier als ein sicheres Zeichen seinen heiligen Leib als Speise gelassen und sein heiliges Blut als Trank, wie Sankt Lukas im 22. Kapitel berichtet: „Als der Herr beim letzten Mahle mit seinen Jüngern saß, gab er ihnen das Brod und

Luk. 22, 14. 19. 20.

sprach: Nehmet und esset, dies ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Dann den Kelch und sprach: Trinket Alle daraus, dies ist der Kelch des Neuen Testamentes in meinem Blute, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“ Sein Leib ist ein Pfand seiner Liebe zu uns. Außerdem hat er seinen Geist in unseren Herzen gelassen, der uns hier in der Welt tröstet in unserer Trübsal, wie Sankt Paulus im 8. Kapitel an die Römer schreibt: „Der Geist Gottes giebt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Gottes Kinder sind.“ Und wenn schon (wie Paulus Gal. 3 sagt) Niemand eines Menschen Testament, der darauf gestorben ist, ändern darf, wieviel weniger wird dann Jemand Christi Testament ändern oder zu nichte machen! Deshalb glauben und wissen wir sicher, daß wir erlöst und Kinder Gottes sind. Vertrauen wir nur fest auf Gott, so wird er uns nicht täuschen — sein Wort bleibt in Ewigkeit.

Röm. 8, 16.

Gal. 3, 15—17.

An Gott glaubt derjenige, welcher all sein Vertrauen und alle seine Hoffnung auf Gott setzt und auf Gottes Gerechtigkeit, nicht auf seine eigenen Werke, und sicher glaubt, daß Gott ihm Alles halten wird, was er versprochen hat, also Vergebung der Sünden und Gewißheit des ewigen Lebens. Wer das thut, ist ein wahrer Christ. Er

glaubt sicher, daß Gottes Wort wahr sein muß, und obwohl es ihn nach seinen Werken unmöglich dünkt, so glaubt er doch lieber, daß er ohne alle guten Werke selig werden solle, als daß er annähme, Gottes Wort würde nicht geschehen. So sagt auch Paulus von Abraham, er habe eher geglaubt, daß sein Weib, obwohl alt und unfruchtbar, gebären würde, als daß er gedacht habe, Gottes Wort würde sich nicht erfüllen. Durch diesen Glauben ist dann Abraham vor Gott als gerechtfertigt angenommen worden, nicht durch seine guten Werke.

Röm. 4, 19 ff.

So muß auch ein Christ, mag es ihn auch, weil er nichts Gutes gethan hat, unmöglich dünken selig zu werden, doch nichts destoweniger sich sicher auf die Güte Gottes und sein Wort verlassen und nicht zweifeln an dem, was Christus bei Lukas im 21. Kapitel sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“ Von solchem Glauben redet der heilige Apostel Paulus zu den Römern im 10. Kapitel: „Alle, die den Namen des Herrn anrufen, sollen selig werden. Wer wird aber denjenigen anrufen, von dem er nicht glaubt, daß er helfen wird?“ Darum müßt ihr erst an ihn glauben. Ruft ihr ihn an in solchem Glauben, dann werdet ihr selig werden.

Luk. 21, 33

Röm. 10, 13 f.

Sagt doch S. Paulus in demselben Kapitel, daß Alle die an ihn glauben nicht ohne Trost bleiben sollen. Röm. 10, 9. „Lobt ihr mit dem Munde den Herrn und glaubt ihr von ganzem Herzen, daß er Christum von den Todten erweckt hat, so sollt ihr selig werden.“ Das erste Wort Christi war nach dem Evangelisten Mark. 1, 15. Markus im 1. Kapitel: „Bereuet eure Sünden und glaubet an das Evangelium, denn das Himmelreich ist nahe“. Was das Evangelium ist, habe ich früher gesagt. Von diesem Glauben Joh. 3, 14 ff. schreibt Sankt Johannes, wo er die Worte Christi an Nikodemus mittheilt: „Gleich wie Moses in der Wüste die Schlange erhöht hat, also soll des Menschen Sohn erhöhet werden, auf daß Alle die an ihn glauben nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben empfangen. Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einigen Sohn für sie dahin gegeben hat, auf daß die an ihn glauben, das ewige Leben empfingen.“ Wer aber nicht an ihn glaubt, der hat das ewige Leben nicht, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.

Aus der ganzen Schrift ergiebt sich also, daß wir Gottes Kinder sind allein durch den Glauben. Und das hat Gott uns lieber durch unsern Glauben als durch unsere Werke zusichern wollen, damit wir unserer Seligkeit um so gewisser sein möchten.

Denn hätte Gott gesagt: „Alle, die dies oder jenes thun, sollen selig werden,“ so würden wir unsicher sein, ob wir errettet wären oder nicht; wüßten wir doch nie, ob wir Gutes genug gethan haben, um das ewige Leben zu verdienen oder nicht. Nun aber hat Gott uns die Verheißung gegeben um unseres Glaubens willen, durch seine Gnade, nicht durch unsere Werke, um uns größere Gewißheit zu verleihen: denn wir sollen es fest glauben und sicher wissen, daß wir Gottes Kinder sind, ohne es verdient zu haben, sondern bloß, weil er es uns verheißen hat, und sein Wort wahr sein muß. Haben wir demnach volles Vertrauen auf Gott und glauben vollkommen an ihn, so sind wir sicher, daß wir selig werden. Das war Sankt Pauli Glaube, als er zu seinem Schüler Timotheus im 2. Briefe sprach: „Ich weiß an wen ich glaube, und ich bin gewiß, daß er mir meine Krone bewahren wird bis zu dem Tage, an dem ich zu ihm komme.“ Und in demselben Briefe im 4. Kapitel: „Ich habe Glauben gehalten, ich habe den Lauf vollendet; fortan ist mir bereit die Krone der Gerechtigkeit, nicht mir allein, sondern Allen, die auf ihn hoffen und seine Erscheinung lieb haben.“ Aehnlich sagt Sankt Johannes im 3. Kapitel seines ersten Briefes: „Nun wissen wir sicher,

2.Tim.1,12.

2.Tim.4,7f.

1.Joh.3,2

daß, wenn es erscheint wir ihm dann gleich werden sollen."

Das war auch der Glaube, den der h. Martin hatte, als er zum Teufel sprach: Was stehst du hier, du blutiges Thier? Du wirst nichts an mir haben, Abrahams Schooß wird mich aufnehmen. Dieselbe Gewißheit hatte Sankt Ambrosius. Als man ihn fragte, ob er auch den Tod fürchte, antwortete er: warum sollte ich ihn fürchten, da wir ja einen so guten Herrn haben? Deshalb sollen wir lieber sterben und bei Gott sein wollen, als daß wir den Tod fürchten, wie Sankt Paulus im ersten Corintherbriefe im 15. Kapitel schreibt: „O Tod, wo ist dein Stachel nun?" Und an die Philipper im 1. Kapitel: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn." Damit wir uns nicht vor dem Tode zu fürchten brauchen, ist Christus für uns gestorben und hat den Tod und die Macht des Todes überwunden.

1. Cor. 15, 55.

Phil. 1, 21.

Achtes Kapitel.

Wie der Glaube die Liebe und die Liebe die Werke hervorruft.

Es könnte nun jemand sagen: Wenn ich sicher glaube, daß ich ein Kind Gottes bin und daß Christus für mich seinem himmlischen Vater genug gethan hat — brauche ich dann nichts Gutes zu thun? Sankt Paulus sagt Gal. 5: „der Glaube ist in der Liebe thätig.“ Soll ich es denn gänzlich Gott anheimgeben und seine Gebote nicht halten? Ich antworte darauf: Wenn du sicher glaubst, daß du ein Kind Gottes bist und daß Gott dich so hoch erhoben hat, so sollst du die folgende Betrachtung anstellen: Gott hat mich zu seinem Kinde und zum Genossen seiner Ehre gemacht und mir Vergebung aller Sünden ertheilt; ich werde nach kurzer Zeit mit ihm in dem ewigen Leben sein, das er mir gegeben hat ohne mein Verdienst — was soll ich Gott dagegen zu Lieb und zu Dank thun für Alles, was er mir gegeben hat, wie der Prophet David im 116. Psalm sagt?

Gal. 5, 6.

Ps. 116, 12.

Wenn der Mensch so die große Güte Gottes im Herzen bedenkt, so kommt und wächst die Liebe Gottes in ihm durch den Glauben, weil er fest glaubt, daß Gott ihn so hoch erhoben hat. Sobald die Liebe im Herzen ist, duldet und trägt, wirkt und thut sie Alles um Gottes willen, wie Sankt Paulus im ersten Corintherbrief Kap. 13 sagt: „Die Liebe thut kein Unrecht, sie duldet Alles" u. s. w. Wer solche Liebe zu Gott hat, der mag thun was er will, es ist Gott angenehm, auch wenn er nur einen Tropfen frischen Wassers um Gottes willen gäbe, wie es Matth. 10 heißt. Diese Liebe kann deshalb nicht sündigen, weil der heilige Geist sie in unserem Herzen erweckt. Und wenn selbst der Gläubige in solch guter Absicht irrthümlich etwas Uebles thäte, so würde ihm dieses Ueble als etwas Gutes vor Gott angerechnet im Hinblick auf seine gute Absicht und seine Liebe. Sagt doch Christus im 6. Kapitel bei Sankt Matthäus: „Ist euer Auge, das heißt eure Gesinnung, einfach und recht, so ist auch euer ganzer Leib, das heißt Alles was ihr thut, licht und klar." Und Sankt Paulus schreibt an die Römer im 8. Kapitel: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen."

1. Cor. 13, 7.
Matth. 10, 42.
Matth. 6, 22.
Röm. 8, 28.

Alle, die in diesem Glauben und dieser Liebe

stehen, sind Gottes Kinder, wie geschrieben steht im 10. Kapitel der Apostelgeschichte: „Alle, die Gott fürchten und recht thun, sind ihm angenehm.“ Denn Gott begehrt und bedarf unsrer Werke nicht, wenn er unsere Herzen hat.

Ap.-Gesch. 10, 34 f.

Diese Liebe entsteht, wie gesagt, in uns durch den Glauben. Wer fest glaubt, daß er ein Kind Gottes ist, braucht nicht zu guten Werken gezwungen oder angehalten zu werden; denn die Liebe Gottes, die in ihm ist, kann nicht ohne Frucht bleiben. Die Liebe verträgt Alles, sie ist nimmer müßig, sie lehret Alles tragen, von dem sie weiß, daß es Gott angenehm ist. Daher kommt es, daß Hoffen, Vertrauen und an Gott glauben den Menschen dazu bringt, gute Werke zu thun, während gute Werke einen Menschen nicht zum Hoffen oder zur Liebe oder zum Vertrauen oder zum Glauben an Gott bringen. Die Werke kommen aus dem Glauben, nicht der Glaube aus den Werken.

1. Cor. 13, 7 ff.

Denket euch einen reichen Mann ohne Kinder und Erben, der einen armen Bettler von der Straße holte und ihn zu seinem Kinde und Erben machte. Wenn nun dieser, der so hoch erhoben ist, nach Gebühr dankbar wäre, so müßte er aus Liebe dem Herrn treulich dienen, der ihn so hoch erhoben hat, nicht um durch seinen Dienst die Erbschaft zu er-

werden, die ihm ja schon sicher zukommt. Und wenn er den Willen seines Herrn kennte, so brauchte der ihm nicht noch besonders zu gebieten, sondern er würde Alles von selbst thun aus Liebe zu seinem Herrn. Sehet, ein Solcher hat es nicht mit seinen guten Werken verdient, daß der Reiche ihn so hoch erhoben hat — denn er hat ihn ganz aus freien Stücken zum Erben gemacht —, und der Dienst, den er ihm jetzt leistet, kommt aus Liebe und Dankbarkeit; weiß er doch sicher, daß er sein Erbe ist, auch ohne daß er ihm den geringsten Dienst gethan hat. Indem er nun glaubt, daß der Reiche ihn sicher zum Erben machen wird, so fängt er an, durch diesen Glauben denselben lieb zu haben, und wenn er ihn lieb hat, so dient er ihm und hält seine Gebote alle mit Freuden, alle aus Liebe; und je mehr er für seinen Herrn arbeiten und ihm dienen kann, um so lieber ist es ihm. Gerade so ist es mit dem Christen. Als er noch Gottes Feind war durch Adams Sünde, ist er von Gott aufgenommen worden, ehe er das begehrt und ehe er es verdient hatte, und Gott hat ihn zum Kinde und Erben gemacht ohne seine Verdienste. Glauben wir das sicher, so entzündet dieser Glaube die Liebe in unserem Herzen, so daß wir Gott dafür lieben, daß er uns so hoch erhoben hat. Lieben wir nun

Gott, so halten wir seine Gebote aus Liebe, wie Sankt Johannes im 14. Kapitel sagt: „Wer mich lieb hat, wird meine Gebote halten.“ So thun wir Alles und leiden Alles, von dem wir denken, daß Gott es will, und nichts wird uns schwer. Wie auch Paulus Römer 5 sagt: „Die Liebe Gottes, die in uns gegossen ist durch den heiligen Geist, macht uns Alles leicht.“ Und so wird uns das Joch Christi leicht und seine Last süß zu tragen. Diesen Glauben und diese Liebe hatten die Apostel, als sie (Apostelgesch. 5) von den Richtern weggingen und sich freuten, daß sie würdig gewesen um Gottes willen Verachtung und Anfechtung zu erleiden. Diese Liebe meint auch Sankt Paulus, wenn er Römer 8 sagt: „Wer soll uns scheiden können von der Liebe Gottes? Niemand — weder Teufel noch Engel, weder Leben noch Tod!“

Joh. 14, 15.

Röm 5, 5.

Ap.-Gesch. 5, 41.

Röm. 8, 35.

Und nun frage ich euch: Woher wisset ihr denn, daß ihr Kinder Gottes seid? Etwa durch den Dienst, den ihr Gott gethan habt? — Ihr müßt sagen: Nein. Denn ihr waret schon von Gott zu Kindern Gottes gemacht, ehe ihr anfingt ihm zu dienen, wie Sankt Paulus in allen seinen Briefen lehrt. Eure Werke und euer Dienst haben euch den Glauben und das Vertrauen nicht verliehen, daß ihr Gottes Erben sein sollt, denn ihr hattet

es schon, ehe ihr anfingt Gott zu dienen. Wenn ihr aber sicher glaubt, daß Gott euch so hoch erhoben hat, so fangt ihr an durch diesen Glauben ihn lieb zu haben, und wenn ihr ihn lieb habt, so thut ihr Alles, was nach eurer Ansicht ihm angenehm ist.

Sehet da, nun merket ihr wohl, daß wir mit unsern Werken das ewige Leben nicht verdienen. Denn Gott hat uns das schon zugesichert, ehe wir anfingen, Gutes zu thun. Wie denn Sankt Paulus im 2. Kapitel an die Epheser sagen will: Als wir noch Gottes Feinde waren, hat Gott uns als seine Kinder erwählt.

Ephes. 2, 5.

Aus alledem ergiebt sich, daß gute Werke dem Menschen keine Sicherheit darüber geben können, daß er ein Kind Gottes sei. Umgekehrt: sein Glaube und sein Vertrauen zu Gott, das ihn zu Gottes Kinde gemacht hat, bewirkt, daß er aus Liebe ihm dienet und seine Gebote hält. Darum irren die Theologen und Doktoren, welche sagen, daß aus guten Werken Sicherheit und Hoffnung komme. Vielmehr aus dem sichern Glauben, daraus, daß ihr euch als Gottes Kinder wißt, kommen die guten Werke; das heißt, wenn ihr glaubt, so beginnt ihr zu lieben, und wenn ihr liebt, so handelt ihr nach Gottes Willen.

Neuntes Kapitel.

Daß man Gott nicht um Lohn dienen soll.

Die Werke, welche in solchem Glauben und solcher Liebe geschehen, sind allein Gott angenehm. Nicht diejenigen, welche aus Angst oder aus Begierde nach dem ewigen Leben hervorgehen. Denn aus Angst vor Strafe oder um der Freuden des ewigen Lebens willen Gott dienen, das heißt erzwungenen Dienst leisten, nach dem Gott nichts fragt. Ein Solcher dient nicht Gott, weil er sein Gott und Vater ist, sondern um des Lohnes willen, den er von ihm haben will. Er verlangt nicht nach Gott, sondern nach Gottes Lohn, sei es um Freuden zu genießen oder um Strafen zu entgehen. Solche Leute sind Gottes Miethlinge und Knechte, nicht Gottes Kinder, denn sie dienen ihm um des Lohnes willen, den sie von ihm erwarten. Aber die Kinder Gottes dienen aus Liebe und aus Dankbarkeit, nicht um den Lohn, den sie von Gott mit ihrem Dienste zu erhalten hoffen, sondern aus reiner Liebe, weil sie wissen, wieviel Gutes

sie von Gott empfangen haben und daß sie Gottes Kinder und Erben sind, wie dies auch Paulus Gal. 4 sagt. Sie verlangen auch die Kindschaft nicht als Lohn, denn sie wissen, daß Gott sie ihnen aus freien Stücken gegeben hat, wie denn Sankt Johannes im 8. Kapitel den Unterschied zwischen dem Knecht und dem Sohne beschreibt. Der Knecht dient seinem Herrn und darf ihn nicht erzürnen, weil er Lohn von ihm verlangt; hat er aber den Lohn, so verläßt er das Haus und fragt nichts mehr nach seinem Herrn, weil er ihm um Geld gedient und das erhalten hat. Der Sohn des Hauses dient seinem Vater auch und hält seine Gebote, aber nicht um des Lohnes willen, sondern aus Liebe. Er dient nicht um des Gutes willen, da er weiß, daß ihm das ja schon zukommt, sondern er thut seines Vaters Willen, weil er ihn nicht erzürnen will. So soll der Christ Gott aus Liebe dienen. Er soll recht handeln und die Gebote halten, nicht als ob er hoffte, damit das ewige Gut zu erlangen, sondern weil Gott ihm das schon zuertheilt und ihn zu seinem Kinde gemacht hat, darum soll er ihm dienen und seine Gebote halten.

Gal. 4, 7.

Joh. 8, 31ff.

Zehntes Kapitel.

Wie man sich selbst durch Ungehorsam enterben kann.

Wer Gott aus solcher Liebe dient, der soll ein Kind Gottes sein und bleiben. Wer aber Gott nicht dankbar ist, wer ihn nicht lieb hat für Alles, was er ihm aus freien Stücken gegeben hat, der ist selbst schuld daran, daß er kein Kind Gottes ist und macht sich der Verheißungen Gottes unwürdig.

Man denke sich einen Mann, der durch seine Arbeit großes Gut gewonnen hat und der zwei Söhne besitzt. Diese Beiden stehen dem Gute ihres Vaters gleich nahe, es kommt ihnen in gleichem Maße zu. Wird aber nun einer dieser Söhne gegen seinen Vater rebellisch und macht ihm Schande, so enterbt er sich selbst. Er ist Sohn und Erbe ebenso gut wie der Andre, aber durch sein schlechtes Leben enterbt er sich. So sind alle Menschen Gottes Kinder; aber diejenigen, welche gegen Gott

sündigen und gegen seine Gebote handeln, die enterben sich selbst und verursachen selbst ihre Verdammniß. Gott möchte sie gern erretten — hat er ihnen doch das Erbe verheißen und sie zu seinen Kindern gemacht — aber sie verurtheilen sich selbst und werden verdammt, obwohl sie Kinder Gottes sind. Solche Menschen heißt Gott noch „Freunde" — nicht als ob sie es noch wären, sondern weil sie es gewesen sind. Wie er denn Matth. 22 zu dem Menschen, der zum Hochzeitsmahl gekommen war, sagt: „Freund, wie bist du herein gekommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?" Sehet da — Gott nennt ihn Freund und läßt ihn doch später in der Finsterniß stecken; er war Gottes „Freund", das heißt er war dazu berufen, Gottes „Freund" zu sein. Von Solchen sagt Johannes im 2. Kapitel seines ersten Briefes: „Es giebt viele Widerchristen; sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so würden sie ja bei uns geblieben sein." So sind auch alle Menschen Gottes Kinder, aber es giebt ihrer Viele, die sich selbst der Kindschaft unwürdig machen und Gott verlassen.

Matth. 22, 12.

1. Joh. 2, 18 f.

Der andere Sohn, der bei seinem Vater bleibt und allzeit dessen Willen thut, der ist Sohn und bleibt Erbe, weil er seinem Vater gehorsam ist.

Freilich, verdient hat auch er es nicht mit seinem guten Leben, das Gut zu erhalten. Denn sein Vater kann sagen: Lieber Sohn, es ist wahr, daß du alle meine Gebote gehalten hast, aber dein gutes Leben würde dich nicht reich machen, hätte ich nicht zuvor das Gut für dich erworben. So würde, auch wenn wir alle Gebote hielten, das uns doch nicht helfen, hätte nicht vorher Christus uns durch seinen Tod das ewige Leben erworben. Unsere Tugend würde uns nichts helfen, hätte er nicht für uns gearbeitet. So sagt auch Sankt Paulus im 7. Kapitel des Hebräerbriefes, daß die Juden die Gebote und das Gesetz Gottes hielten und doch nicht in den Himmel kommen konnten, weil erst Christus für sie sterben mußte. Heb. 7, 11ff.

Also können auch wir durch unsere Werke allein nicht selig werden. Unsere Seligkeit kommt von Gott. Denn könnten wir durch unsere Werke selig werden, so wäre, wie Sankt Paulus Gal. 3 sagt, Christus vergeblich gestorben; dann wären auch Abraham, Isaak und David und andere Juden selig geworden ehe Christus erschien, da sie Gottes Gebote besser hielten als wir. Aber Gott will es allein thun, damit Niemand sich selber rühme, sondern Gott allein die Ehre gegeben werde, wie Paulus Gal. 3. sagt: „Die Schrift beschließt alle Menschen Gal. 3, 21. Gal. 3, 22.

unter die Sünde, auf daß die Verheißungen Gottes den Gläubigen gegeben werden möchten.“

Wenn nun der Mensch sicher weiß, daß Gott ihn zu einem Kinde des ewigen Lebens gemacht hat, ehe er selbst es verdient hatte, so soll er Gott wiederum in allen Stücken dienen und soll Alles aus Liebe und Dankbarkeit thun: nicht als wenn er dächte durch seinen Dienst etwas von Gott zu erlangen, sondern aus Dankbarkeit, weil er so viel von Gott empfangen hat. Wir haben ja schon das Gut, um welches wir Gott dienen sollen — Gott hat uns zu Kindern und Erben gemacht, als wir noch seine Feinde waren.

Und darin liegt das Verdienstliche des Christenglaubens, daß ihr an eure Kindschaft sicher glaubt, und daß ihr so die Gebote Gottes haltet, wie ein Kind die Gebote seines Vaters. Glaubet sicher, daß ihr Erben des Himmels seid, und wirket so, daß ihr euren Vater, der ihn euch zuvor bereitet hat, nicht erzürnet.

Sehet da — nun steht es euch vor Augen, wie sehr wir verpflichtet sind, Gott zu danken und zu dienen, seine Gebote zu halten, uns vor Sünden zu bewahren und zum Besten unsrer Mitchristen gute Werke des Glaubens aus Liebe zu thun.

Elftes Kapitel.

Von zweierlei Menschen, die auf der Welt sind.

Alle Menschen, die auf der Welt sind, zerfallen in zwei Klassen, gute und böse, und sind durch die beiden Uebelthäter vertreten, die mit Christus am Kreuze starben.

Die Einen sind durch den, der Gnade begehrte, vertreten: das sind diejenigen, welche sich selbst als sündig kennen und demüthig von sich denken, weil sie wissen, daß sie die Gebote Gottes nicht so halten, wie sie es schuldig wären. Sie merken wohl, daß, wie scharf sie auch zusehen, sie doch fehlen durch böse Nachrede, Eifer, Zorn und eitle Worte. Mögen sie auch viel Gutes thun, so ist doch ihr Gewissen damit nicht beruhigt, sondern sie leben stets in Angst, weil sie wissen, daß sie vor den strengen Richter treten müssen. So gehen sie denn hin, flehen die Barmherzigkeit Gottes an und sagen mit dem Uebelthäter: Herr, gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst! Du hast mir vieles geboten;

ich aber merke, daß ich schwach bin und deine Gebote doch nicht halten kann, wie scharf ich auch zusehen mag. Nichts destoweniger weiß ich, daß du meiner guten Werke nicht bedarfst; kannst du mich doch selig machen ohne meine guten Werke. Hast du mich so sehr geliebt, daß du den Tod für mich hast leiden wollen, als ich dich noch nicht kannte und als ich noch dein Feind war: so hoffe ich, barmherziger Herr, daß du mich, für den du dein Blut hingegeben hast, auch nicht wirst verloren gehen lassen. Ich weiß, daß du allmächtig bist und Alles im Himmel und auf Erden vermagst. Ich bitte und flehe dich an und bin sicher, daß du mich nicht verdammen wirst. Obwohl ich mit meinen guten Werken den Himmel nicht verdient habe, so weiß ich doch, daß du für mich genug gethan hast, als du am Kreuze den Tod erlittest. Du hast mich mit deinem theuren Blute erkauft, ich gehöre dir zu und der Teufel hat kein Recht an mich. Willst du mich nun verdammen, barmherziger Herr, so kannst du das zwar thun, weil ich dein eigen bin und du mit mir thun kannst, was du willst. Trotzdem, damit dein Leiden nicht vergeblich gewesen sei, begehre ich, gütiger Herr, du wollest mich in Gnaden annehmen, wie du den Uebelthäter angenommen hast. Ich weiß wohl,

daß ich deß nicht würdig bin und daß ich es nicht verdient habe: aber auf daß deine Barmherzigkeit zu deinem Ruhme um so mehr verbreitet werde, so bitte ich, verwirf mich nicht von deinem Angesichte. Dein Leiden ist allein kräftig genug, mich selig zu machen ohne meine Werke; könnte ich mit meinen Werken das ewige Leben verdienen, so würde dein Leiden vergeblich zu sein scheinen. Nun bist du aber für mich gestorben und nicht für dich — warum soll ich denn verloren gehen, gütiger Jesu? Du willst mich selig machen — denn du bist gütig; du kannst mich selig machen — denn du bist allmächtig. So weiß ich denn keinen andern Rath, als zu deiner Barmherzigkeit hin zu eilen, dir zu Füßen zu fallen und von dir Gnade zu begehren.

Allen, die so von ganzem Herzen auf Gott vertrauen und sicher glauben, daß Gott sie selig machen wird, soll nach ihrem Glauben geschehen. Das ist der sicherste Weg zum ewigen Leben, der sich finden läßt, daß man sich so ganz in die Hände Gottes übergiebt.

Die Andern, die der zweite Uebelthäter vertritt, sind Menschen, welche all ihr Vertrauen auf ihre guten Werke setzen, alle Tage zur Kirche gehen, alle Heiligentage feiern, häufig fasten und täglich Messe hören. Wenn sie dann sterben müssen, so

setzen sie ihr Vertrauen auf ihre guten Werke und meinen, Gott sei ihnen das ewige Leben schuldig und sie hätten den Himmel verdient. Das sind diejenigen, welche meist verloren gehen, weil sie es nicht anerkennen, daß Christus für sie genug gethan, und weil sie meinen, mit ihren guten Werken die Seligkeit verdient zu haben. Das ist der größte Irrthum, den ein Christ haben kann. Könnte man durch eigene Werke sich die Seligkeit verschaffen, so wäre Christus vergeblich gestorben. Sankt Johannes der Täufer, Abraham, Isaak und Jakob und alle Patriarchen haben viel heiliger gelebt als wir je leben können: trotzdem konnten sie nicht mit ihren guten Werken zum ewigen Leben gelangen, erst Christi Leiden und Tod hat sie selig gemacht und das Vertrauen, daß Gott doch noch kommen würde sie zu erlösen. Wer in seinen guten Werken Seligkeit sucht und meint, er werde selig, wenn er viel zur Kirche gehe, viel faste und bete, Keinen todtschlage oder bestehle u. drgl. — der ist dem Pharisäer ähnlich, von welchem Lukas im 18. Kapitel schreibt, der Gott seine Werke aufzählte, um Lob und Lohn zu erhalten. Es ist tausendmal besser, ein Sünder sein, der nichts Gutes gethan hat, und dann Gott zu Füßen fallen und Gnade erflehen, als alle Gebote Gottes halten und sich darauf ver-

Luk. 18, 11 f.

lassen und meinen, Gott sei für die guten Werke das ewige Leben schuldig. Gott fragt nichts nach unsern guten Werken, weil er sie nicht nöthig hat. Er verlangt unser Herz, eine solche Gesinnung, die seine Ehre in allen Dingen sucht, nicht auf die eigenen Werke vertraut und sich auf seine Gnade, nicht auf unsere Verdienste, stellt. Denn wenn wir sündigen, thun wir ihm kein Leid an, und mindern nicht seinen Ruhm, wie wir denn auch Gottes Ruhm mit unseren guten Werken nicht zu vermehren vermögen.

Darum hat Gott lieber Den, der sündig ist und zu ihm kommt um Gnade zu erbitten, als Den, der viel gute Werke gethan hat und sich dann hoffärtig darauf verläßt. Hat doch auch Christus den Zöllner lieber gehabt als den Pharisäer und die Sünder lieber als Schriftgelehrte, Pharisäer und Heuchler, die den Schein erweckten, als hätten sie alle Gebote Gottes gehalten und nach Lukas 7 es dem Herrn verdachten, daß er ein Freund der Sünder war und mit ihnen zu Tische saß. Luk. 7, 34.

Unser Gott will unser Herz. Was fragt er darnach, ob wir Feste feiern oder Messe hören, ob unser Rock grau oder blau ist, während unser Herz nicht sein ist und wir ihm entfremdet sind und hoffärtig auf unsere Werke vertrauen! Ein demü-

thiges Herz, das sich nicht auf seine guten Werke verläßt, sondern allein auf Gottes Güte und sicher glaubt, daß Christus für uns genug gethan und daß Gott uns aus freien Stücken selig gemacht hat, und das dann soviel Gutes thut, wie es durch Gottes Gnade thun kann — das ist Gott am allerangenehmsten.

Und nun könnte Jemand fragen: Ich glaube jetzt, daß ich ein Kind Gottes bin und daß ich Gott aus Liebe und Dankbarkeit dienen soll — aber was soll ich nun thun, wie soll ich ihm dankbar sein?

Zwölftes Kapitel.

Wann gute Werke Gott wohlgefällig sind.

Nachdem ich bisher immer vom Glauben und vom Vertrauen auf Gott geredet habe, will ich jetzt zeigen, was ihr thun sollt, damit nicht etwa böse Leute, die Alles verdrehen, sagen, daß ich lehre, man brauche nichts Gutes zu thun. Ich habe euch schon gesagt, daß der Glaube nicht sein kann ohne die Liebe, und die Liebe nicht ohne die Werke.

Bewegt der Glaube euch nicht dazu Gutes zu thun, so habt ihr keinen Glauben; ihr meint Glauben zu haben, aber er ist todt. Wenn Jakobus im 2. Kapitel sagt: „Der Glaube ohne Werke ist todt" — so will er nicht sagen, er sei klein oder schwach, sondern er sei gar nicht vorhanden. Wenn ihr also nicht bewegt werdet durch den Glauben zur Liebe Gottes und durch die Liebe zu guten Werken, so habt ihr keinen Glauben, euer Glaube ist todt. Denn der Geist Gottes, der mit dem Glauben und der Liebe in unsere Herzen kommt, kann nicht ohne Frucht bleiben. Jeder thut, soviel er glaubt und liebt, soviel er glaubt, wie Sankt Johannes im 3. Kapitel seines ersten Briefes schreibt. Wer glaubt, daß er ein Kind Gottes ist, der lebt heilig; er denkt nicht: wer heilig lebt, bekommt diese Hoffnung, denn die Hoffnung muß hervorgehen aus dem Glauben, wie erst der Baum gut sein muß, wenn er gute Früchte bringen soll.

Jak. 2, 17.

1. Joh. 3, 3 ff.

Gleichwie Adam von Gott in das Paradies gesetzt war und ihm dann geboten wurde zu arbeiten, so wird auch ein Mensch, sobald er weiß und glaubt, daß er Gottes Kind ist, aus Liebe arbeiten. Was aber soll er thun? Er wird so mit seinen Brüdern verfahren, wie Gott mit ihm. Gleichwie Christus sich selbst für uns geopfert hat, so sollen

auch wir uns gewissermaßen für unsere Mitmenschen opfern, das heißt, ihnen in jeder Noth helfen und dienen, sie unterstützen und trösten, wie Sankt Paulus an die Philipper im 2. Kapitel schreibt: „Brüder, seid gesinnet wie Christus gesinnt war, der, obwohl Gott gleich, sich selbst erniedrigt hat und uns zu gute ein Knecht geworden ist." So soll ein Jeder nicht auf seinen eigenen Nutzen, sondern auf den seines Nächsten bedacht sein und allezeit trachten, die Ehre Gottes zu suchen und seinen Brüdern jeden Dienst zu thun; wie dies auch Sankt Paulus im 10. Kapitel des ersten Corintherbriefes schreibt. Christi Leben soll uns als ein Spiegel dienen, und wir sollen uns bemühen, ebenso demüthig, sanft, mitleidig und gütig gegen unsern Nächsten zu sein, wie Christus gegen uns gewesen ist. Denn nicht um seiner selbst willen ist Christus geboren und hat hienieden gelebt, sondern um unseretwillen. So sollt ihr auch nicht dasjenige suchen, was euch nützt, sondern was eurem Nebenmenschen Vortheil bringt. Von dieser Liebe redet Sankt Paulus im 10. Kapitel des ersten Corintherbriefes: „Ich suche nicht was mir, sondern was Vielen nützlich ist, auf daß sie selig werden." Und an die Epheser im 4. Kapitel: „Jeder arbeite mit eigenen Händen, auf daß er habe, womit er dem Nächsten helfe." So auch an

Phil. 2, 5.

1. Cor. 10.

1. Cor. 10, 33.

Ephes. 4, 28.

die Galater im 6. Kapitel: Wir sollen einander die Last tragen helfen und also Christi Gesetz erfüllen. Gal. 6, 2.

Und da wir nun von guten Werken reden, so wisset, daß wir einige um unseretwillen, andere um des Nächsten willen, alle aber um Gottes willen thun sollen. Diejenigen, welche wir um unseretwillen thun sollen, berührt Sankt Paulus Coloss. 3: Wir sollen in uns tödten alle Begierden und fleischlichen Werke, wie Unreinheit, Gier, Zorn, Lästerung, Nachrede, Hoffart u. s. w. Und an die Römer im 6. Kapitel: „Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe.“ Die Werke, welche wir um der Brüder willen thun sollen, berührt Sankt Paulus Galater 5: Wir sollen einander dienen aus Liebe, die Armen mit Almosen trösten, ihnen helfen, rathen u. drgl. Col. 3, 5. Röm. 6, 12.

Sehet da, so große Ursache habt ihr, Gutes zu thun; allezeit sollt ihr eure bösen Begierden tödten und eurem Nächsten dienen, ihn trösten und unterstützen mit Worten und Werken, mit Freundlichkeit und Ermahnung. Und in solcher Liebe zu unseren Nebenmenschen hanget das ganze Gesetz und die Propheten, wie Matth. 22 geschrieben steht. Darin liegt auch das wahre Christenthum — nicht in Fasten, Feiern, Wachen, viel Beten, alle Tage Messe hören u. drgl. Denn diese Dinge Matth. 22, 39.

kann auch ein schnöder und schlimmer Mensch wohl verrichten. Aber so Andern aus Liebe dienen kann Niemand, der nicht den Glauben und die Liebe Gottes in sich trägt. Wer solche Liebe zu seinem Bruder hat, der ist allezeit fröhlich in seinem Gewissen, weil er sicher weiß, daß er ein Kind Gottes und Gott sein Vater ist, und ist im Herzen zufrieden. Wer aber diese Liebe nicht hat, der ist stets in Sorge und nie zufrieden und weiß nicht, was er thun soll. Er fastet und feiert bald diesen, bald jenen Heiligen, betet bald vor diesem, bald vor jenem Altar, pilgert bald hier-, bald dorthin, liest bald diese, bald jene Gebete und kann nicht zur Ruhe des Herzens gelangen. Denn solche Werke können Niemand sicher machen, sondern machen ihn nur zum Heuchler, sofern er sich auf seine Werke verläßt. Dagegen der Andere verläßt sich auf Gott, weil er weiß, daß er selbst nimmermehr genug thun kann, um das ewige Leben zu verdienen. Er setzt sein Vertrauen auf Christus, daß der für uns genug gethan habe und daß er unsere Gerechtigkeit sei, wie Sankt Paulus im 1. Kapitel des 1. Corintherbriefes sagt. Durch den Glauben und das Vertrauen auf Gott gelangt der Mensch zur Ruhe seines Herzens und ist, auch wenn er sterben muß, zufrieden.

1. Cor. 1.

Dreizehntes Kapitel.

Von vier Arten des Glaubens, die in der Schrift vorkommen, und welches der Christenglaube sei.

Wir haben nun immer vom Glauben geredet, und doch wissen Wenige, was der Glaube ist. So will ich denn von den verschiedenen Arten des Glaubens in der heiligen Schrift handeln, und zwar nicht wie die Theologen und Doktoren, die sehr viele Arten unterscheiden, sondern nur von viererlei Glauben, der am häufigsten in der Schrift vorkommt.

Der erste Glaube ist der, welchen Kaufleute und Freunde sich gegenseitig halten, wie Jesus Sirach im 22. Kapitel sagt: „Haltet Glauben eurem Freunde." Und in dem 27. Kapitel desselben Buches: „Wer die Geheimnisse seines Freundes offenbaret, der verletzt den Glauben." Das ist der Glaube, den die Leute meinen, wenn sie darüber klagen, daß weder Treu noch Glauben mehr in der Welt sei.

Ein andrer Glaube ist derjenige, vermöge dessen wir für wahr halten, daß eine Sache geschehen ist oder daß sie so ist, wie wir hören oder lesen. So z. B. daß Rom in Italien liegt oder daß Karthago von den Römern zerstört worden ist, das glauben wir, ohne daß wir es gesehen haben. So glauben wir auch, daß Christus auf Erden gewandelt und gepredigt hat, und daß er für uns gestorben ist. Das so zu glauben wie es berichtet wird, meint man, sei unser Christenglaube. Und das meinen nicht allein die gewöhnlichen Leute, sondern auch Theologen und Doktoren, die man für gelehrt hält. Aber das ist unser Christenglaube nicht, denn solchen Glauben hat der Teufel auch und viele schlechte Menschen haben ihn, wie das auch Sankt Jakobus im 2. Kapitel sagt. Der Teufel weiß wohl und glaubt, daß Gott gut ist, daß Christus hier gelehrt hat und hier gestorben und begraben worden ist. Freilich müssen wir das auch fest glauben, aber das ist noch nicht der Glaube, von dem das Evangelium und Sankt Paulus handeln.

Jak. 2, 19.

Die dritte Art von Glauben besteht darin, daß wir glauben, Gott sei allmächtig und könne Alles. Auch das ist ein Glaube, den die Teufel haben, und Judas hatte ihn ebenfalls nebst jenen Jüngern, die im Namen Christi Wunder thaten.

Das machte sie um nichts besser, da sie nun darauf stolz waren, daß sie im Namen Christi den Teufel bannen konnten. Strafte sie doch der Herr deshalb nach Luk. 10: „Freuet euch nicht darüber, daß die Geister euch unterthan seien, sondern darüber, daß eure Namen in das Buch des Lebens geschrieben sind." Das ist der Glaube, von dem Paulus 1 Cor. 13 schreibt, er sei nichts nütze, auch wenn man mit ihm Berge versetzen könne.

Luk. 10, 20.

1. Cor. 13, 2.

Der vierte Glaube ist unser Glaube, von dem Christus und Paulus reden, und der das Fundament des Christenthums bildet. Das ist der Glaube, von dem dieses Buch handelt — ein Glaube, den Niemand hat, der nicht seine Hoffnung, sein Vertrauen und seinen Trost, seine ganze Seligkeit und Zuversicht in Gott und bei Gott sucht, nicht in seinen Verdiensten oder guten Werken. Von diesem Glauben spricht Sankt Paulus Römer 10: „Wer den Namen Gottes anruft, wird selig werden." Und der Prophet Jeremias im 17. Kapitel: „Selig ist, der auf Gott vertraut." Christus sagt im Johannesevangelium im 3. Kapitel: „Alle, die an ihn glauben, werden das ewige Leben haben." Und an einer andern Stelle im Alten Testament im 20. Kapitel des 2. Buches der Chronik: „Glaubet an den Herrn euren Gott, so werdet ihr sicher sein."

Röm. 10, 13.

Jer. 17, 7.

Joh. 3, 16.

2. Chron. 20, 20.

Es giebt fast keinen Psalm und keinen Propheten und kein Blatt in der Bibel, sie lehren denn, daß wir mit völligem Vertrauen an Gott glauben und auf ihn hoffen sollen. Das ist der Glaube, von dem der Apostel Paulus in allen seinen Briefen handelt. Niemand kann ihn verstehen, der nicht weiß, was Abrahams Glaube ist, von dem Paulus den Galatern im 3. Kapitel schreibt: „Abraham glaubte Gott, und dies rechnete er ihm zur Gerechtigkeit.“ Durch seinen Glauben ist Abraham unser Vater geworden, und wenn die heilige Schrift uns seine Kinder nennt, so will sie damit sagen, Kinder seines Glaubens, da wir durch ihn selig werden. Wenn also Jemand Abrahams Glauben nicht hat, so kann ihm auch nicht das zukommen, worin Abrahams Glaube beruht. Das heißt, wenn nicht eure Hoffnung und euer Trost Gott ist, wenn ihr euch nicht mit vollem Vertrauen auf ihn verlaßt, wenn ihr nicht bereit seid, Alles zu tragen, auch in den Tod zu gehen um Gottes willen und für Gott — so seid ihr auch nicht Abrahams Kinder. Denn Abraham war zu Allem bereit, was Gott ihm senden wollte, und das muß auch der Christ sein. So sprach Hiob im 13. Kapitel: Möge er mich tödten, so will ich doch an ihn glauben und auf ihn hoffen. So sagt der Weise im Buch der Sprüche im 12.

Gal. 3, 6.

Hiob 13, 15.

Kapitel: „Es soll dem Gerechten kein Leid geschehn, was auch über ihn komme“; und Sankt Paulus im 8. Kapitel des Römerbriefes: „Was wird uns scheiden von der Liebe Gottes — Prüfung oder Verfolgung, Schwert oder Tod?“ Auch Sankt Petrus im 3. Kapitel seines 1. Briefes: „Wer kann euch schaden, wenn ihr dem Guten nachfolgt?“ Was euch auch anficht, komme es von Menschen oder von Teufeln her, es gereicht euch allemal zum Gewinn. Sankt Paulus sagt im 8. Kapitel des Römerbriefs: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“ Darum bitten wir allezeit, daß der Wille Gottes geschehe. Wie Christus zu den Juden sagt (Joh. 6): „Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu thun, sondern den meines himmlischen Vaters.“

Sprüche 12, 21. Röm. 8, 35. 1. Petr. 3, 13. Röm. 8, 28. Joh. 6, 38.

So soll denn ein Christ hienieden nicht seinem eigenen Willen nach handeln wollen, oder ihn durchsetzen, sondern den Willen Gottes. Was euch daher zustößt sollt ihr geduldig tragen, wie Abraham dies that in standhaftem Glauben, indem ihr sicher wißt, daß Gott euch nicht verlassen wird. Denn Gott ist euer Vater und ihr seid seine Kinder, und er muß mit euch thun, wie er will — will er doch nichts Andres als eure Seligkeit.

Solchen Glauben an Gott und solches Ver=

trauen kann Niemand haben, der nicht zugleich die Liebe hat. Und wer diese hat, der hat das Gesetz erfüllt, denn die ganze Schrift lehrt uns nichts Anderes, als daß wir Gott und den Nebenmenschen lieb haben sollen, wie dies Matthäus im 22. Kapitel sagt. Wer diese Liebe hat, der allein ist ein Christ und sonst Keiner. Denn die Andern sind nur Scheinchristen und Heuchler, weil alle guten Werke, die nicht aus Liebe und in guter Absicht geschehen, vor Gott allzumal Sünden sind. S. Augustin sagt das auch in seinen Confessionen im 12. Kapitel: „Wer unwillig etwas thut, der thut es schlecht, selbst wenn das, was er thut, gut ist." Was ich gegen meinen Willen thue, das hasse ich; und wenn ich das Gebot hasse, so hasse ich auch den, der es gegeben hat, und so trete ich gegen die Gerechtigkeit Gottes auf. Deshalb kann Niemand gerecht werden, der nicht die Gebote Gottes aus Liebe und fröhlichen Herzens vollbringt. Das ist aber eine sonderliche Gnade Gottes, und Keiner soll sich des rühmen oder stolz darauf sein, denn aus eigener Kraft kann er das nicht. Und auch wenn er die Liebe nicht hat, darf er nicht stolz sein, denn dann sind ja seine guten Werke nichts als Sünden. So bleibt dem Menschen gar kein Grund zum Ruhme oder zum Stolze, da wir,

Matth. 22, 37—40.

wie Christus im 15. Kapitel des Johannesevan- Joh. 15, 5.
geliums sagt, ohne ihn nichts thun können.

Es giebt also keinen sicherern Weg zum ewigen Leben, als Gott zu Füßen fallen, demüthig seine Gnade erbitten und sich nicht auf die eigenen guten Werke verlassen, sondern standhaft mit gutem Glauben und Vertrauen sich an Gott wenden und die eigene Unfähigkeit bekennen. Mit unsern guten Werken können wir nichts ausrichten, weil das allzumal Sünden vor Gott sind, wenn Gott mit seiner Gnade uns nicht hilft. Wie der Prophet Jesaias im 64. Kapitel sagt: „Wir sind allesammt unrein und Jes. 64, 6. unsere Gerechtigkeit ist wie ein beflecktes Gewand."

Darum kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß viele Mönche und Laien so vermessen sind, ihre guten Werke an Vereine und Brüderschaften zu übertragen. Sagt doch Christus im Evangelium des h. Lukas im 17. Kapitel: Luk. 17, 10. „Wenn ihr gethan habt, was ihr schuldig seid, so sollt ihr noch sagen: wir sind unnütze Knechte." Niemand kann zu viel thun, Niemand thut etwas, wozu er nicht verpflichtet wäre. Christus allein hat für uns gethan, was er nicht schuldig war — wie Sankt Petrus im 2. Kapitel seines ersten Briefes 1. Petr. 2, 22. sagt: „Christus hat keine Sünde gethan und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden worden." Seine

Gerechtigkeit war allein eine vollkommene. Unsere Gerechtigkeit aber, und wenn wir das Höchste thun, ist doch noch nicht vollkommen, sondern bleibt vor Gottes Augen nichts als Sünde. Ja, wenn wir selbst nach unserer Meinung mehr thäten als wir schuldig sind, so sind wir doch noch nicht gerecht; sollen wir es werden, so muß Gottes Gerechtigkeit uns dazu machen. Das lehrt uns Sankt Paulus mehr als hinreichend in allen seinen Briefen, daß Christus unsere Gerechtigkeit ist, und daß wir durch ihn und Niemand anders selig werden.

Jetzt erkennet ihr wohl, daß Niemand zu viel thun kann, da ja aus eigener Kraft Niemand auch nur genug thun kann. Darum befinden Manche sich in großem Irrthum, wenn sie uns ihre guten Werke verkaufen und mittheilen wollen — können sie doch selber nicht einmal genug thun. Es sei denn, daß sie ihr Vertrauen auf die Werke fahren lassen und sich an Gottes Gerechtigkeit halten, so können sie selbst nimmermehr selig werden. Der Pharisäer, von dem Lukas im 18. Kapitel erzählt, hatte auch Gutes genug gethan; weil er aber darauf stolz war und sein Vertrauen darauf setzte, so ward er deshalb von Gott verworfen.

Luk. 18, 10—14.

Vierzehntes Kapitel.

Worin das Christenthum besteht.

Also besteht das Christenthum in der demüthigen Gesinnung, die den Menschen, auch wenn er Alles gethan, wozu er verpflichtet war, doch noch zu dem Bekenntniß treibt, daß er ein unnützer Knecht sei und mit allen seinen guten Werken doch nichts verdient habe — eine Gesinnung, die ihn dann sich an Gottes Barmherzigkeit wenden und in vollem Vertrauen Gnade erflehen läßt. Wenn ein Mensch dies einsieht, so gelangt er zur Erkenntniß seiner selbst, merkt seine große Schwachheit und schauet an, wie große Liebe Christus ihm bewiesen hat. Dann faßt er Hoffnung und Vertrauen auf Gottes Güte, glaubt fest, daß ihm die Sünden vergeben sind, nicht durch seine guten Werke — denn wenn man die mit Gottes Heiligkeit vergleicht, so bestehen sie nicht —, sondern durch Christum, auf den er vertraut.

Christus besitzt das Himmelreich aus zwei Grün-

den mit Recht. Erstens, weil er der Sohn Gottes und der rechte Erbe des Reiches ist. Zweitens, weil er es mit seinem bittern Tode verdient hat. Dieses zweiten Anrechtes bedarf Christus nicht, und so giebt er es allen denen, die an ihn glauben und auf seine Verheißungen vertrauen. Denn gleichwie der allmächtige Gott seinen Sohn Christus liebt, so liebt er auch Alle, die an Christus glauben. So hat er die Kinder Israel in das gelobte Land geführt nicht um ihrer Verdienste willen, sondern um seine Verheißung zu erfüllen, die er Abraham, Isaak und Jakob gegeben hatte.

So soll auch der Christ nicht zweifeln, wenn er sterben muß, sondern sicher an seine Seligkeit glauben. Hat er sie auch nicht mit seinen guten Werken verdient, so soll er doch nicht weniger fest an sie glauben um der Verheißung Gottes willen. Diese Verheißung ist es, die Gott zwingt, uns den Himmel zu geben, nicht unser Verdienst, und diese Verheißung wird er halten, wenn man ihm nur vertraut. Hätte Gott uns den Himmel um unserer guten Werke willen verheißen, so würde uns die Seligkeit allezeit unsicher sein, denn wir wüßten nicht, wieviel und wie lange wir zu arbeiten hätten und wären stets in Angst, nicht genug gethan zu haben, und könnten nicht fröhlich sterben.

Aber Gott sichert uns den Himmel um der Verheißung willen zu, damit wir des sicher seien; ist er doch die Wahrheit, die nicht lügen kann. So sollen wir denn allezeit auf ihn vertrauen und hoffen, und mag es uns auch um unserer Sünden willen unmöglich scheinen, so sollen wir trotzdem fest daran glauben um der Verheißungen Gottes willen. Weiß ein Mensch das, so kann er wohl fröhlich sterben.

Fünfzehntes Kapitel.

Warum wir keine Furcht vor dem Tode zu haben brauchen.

Des Christen Seligkeit liegt nicht in diesem Leben und seiner Länge, sondern im Tode, sofern derselbe uns zur Seligkeit hinführt. Darum ist der Tod an sich kein Uebel, sondern vielmehr etwas Begehrenswerthes, wie denn Sankt Paulus, Sankt Martin, Sankt Augustin und viele

andere Heilige den Tod herbeiwünschten und hienieden nicht länger leben wollten. Denn bei diesem Leben kommt nur so viel heraus, daß man immer mehr sündigt und immer unwilliger und weniger zum Sterben bereit ist. Darum rathe ich euch: übet euch in diesem Buche und in dem Glauben, von dem ich schon so viel gesagt habe, und dann gebt euch der Gnade Gottes anheim, daß er euch hole, wann er will. Dann werdet ihr — euer Geist, nicht euer Fleisch — immer mehr wünschen zu sterben und bei Gott zu sein, als länger hier zu leben.

Haltet fest an Gott mit dem Glauben, daß ihr ein Kind Gottes seid und er euer Vater, daß ihr Gott gehört und er euch; denn Gott hat euch erkauft und euch zu seinen Kindern und Erben gemacht, als ihr ihm noch feind waret. Als ihr ihn noch nicht kanntet, hat er euch erwählt — wieviel mehr wird er euch jetzt in Gnaden aufnehmen, wo ihr ihn kennt und demüthig mit festem Glauben seine Gnade begehrt. Da nun der Christ doch hier nicht ohne Sünde leben und Gott genug thun kann, so soll er willig in den Tod gehen um Gottes willen, wie Christus für uns gethan hat. Durch solchen willigen Tod, mit so festem Vertrauen und solcher Hingabe an Gott entledigt der Mensch sich seiner Sünden; ist es doch die

größte Buße, freiwillig in den Tod zu gehen. Darum sollt ihr euch nicht vor dem Tode fürchten, sondern mit bereitwilligem Herzen gern all euer Gut, alle Freude dahinten lassen und Gott gehorsam sein.

Mit solchem Herzen und Vertrauen sterben — das ist das sicherste Zeichen, daß man selig wird. Damit Niemand sich vor dem Tode zu fürchten braucht, ist Christus zuerst gestorben und hat dem Tode die Macht genommen. Der Tod ist jetzt nichts als eine Thür, die aus diesem in das ewige Leben führt. Wie Gott durch den Propheten Hosea im 13. Kapitel spricht: „Tod, ich will dein Tod sein", und Sankt Paulus 1. Cor. 15: „O Tod, wo ist dein Sieg?" Darum ist die thörichte Sitte sehr zu tadeln, daß man die Todten beweint, als ob wir keine Hoffnung und keinen Glauben an das zukünftige Leben hätten. Laßt die Heiden, die keine Hoffnung auf ewiges Leben haben, weinen und heulen. Sankt Paulus lehrt uns 1. Theff. 4: „Ich will nicht, daß ihr euch betrüben sollt über diejenigen, welche da schlafen, als hättet ihr keine Hoffnung." Paulus nennt hier den Tod nur einen Schlaf, aus dem Christus uns aufwecken wird am jüngsten Tage, wenn er zum Gericht kommt.

Hos. 13, 14.

1. Cor. 15, 55.

1. Theff 4, 13.

Hätten wir nun solchen Glauben, wie ich ihn

eingehend geschildert habe, so sollten wir nicht trauern, sondern uns vielmehr freuen, wenn Einer stirbt. Ihr sollt auch bei Lebzeiten nicht bestimmen, wo ihr begraben sein wollt oder wie euer Sarg beschaffen sein soll; denn das ist alles Hoffart und hilft euch nicht, sondern ist große Sünde vor Gott. Denn vor ihm ist es gleich, ob ihr auf dem Kirchhofe liegt, oder in der Kirche oder an irgend einer andern Stelle. All der Pomp, mit dem man die Todten begräbt, ist mehr bestimmt, die Lebenden zu trösten, als den Todten zu dienen, denen er gar nicht helfen kann.

Die beste Vorbereitung zum Tode liegt darin, daß Jemand hier in der Welt nichts lieb haben soll, daß er sein Herz hier an nichts hängt, sondern die zeitlichen Dinge so behandelt und so lebt, daß er stets von Herzen bereit ist Alles zu verlassen, und lieber bei Gott sein, als hier bleiben will.

Wollt ihr nun wissen, wer selig stirbt — sofern man davon etwas wissen kann —, so denke ich nach der Schrift: wenn Mann und Frau in Freundlichkeit und göttlicher Liebe mit einander verkehren, gern von Gott hören und nach ihrem Vermögen gern um Gottes willen geben, beim Unglück nicht traurig sind, sondern dann Einer den Andern tröstet, und wenn sie dann mit festem Ver-

trauen und willigem Herzen in den Tod gehen — die werden selig, daran zweifle ich nicht.

Und damit beschließe ich die Darlegung vom Glauben und von der Kindschaft Gottes. Es ist nun noch übrig, zu zeigen, wie die verschiedenen Stände leben sollen. Für jeden einzelnen Stand werde ich eine Unterweisung nach dem Evangelium und nach den Briefen des Paulus geben, und zwar zuerst für den der Mönche und Nonnen.

Sechzehntes Kapitel.

Wie das Mönchsleben in früheren Zeiten beschaffen war.

In früheren Zeiten gab es keine heiligeren Leute in der Welt, als die Mönche, und wer nach dem Evangelium leben wollte, pflegte diese Lebensweise zu wählen, weil es in ihr leichter wurde, ein gutes Leben zu führen als in der Welt. In derartigen Vereinigungen hei-

liger Menschen mochte man Keuschheit, Nüchternheit, Demuth und andere Tugenden besser bewahren, als in der Welt, die nichts sucht, als was nach dem Fleische ist. So war damals das Mönchsleben der wichtigste Theil des Christenthums. Aber die damaligen Mönche waren auch von ganz anderer Art als die heutigen: damals gab es noch keine Gelübde, und Keiner wurde zur Enthaltsamkeit oder zu anderen Tugenden gezwungen. Aus freien Stücken waren sie ihrem Abte gehorsam; was er sagte, hielten sie, als wenn Gott es geboten hätte, und die Vorsteher gaben auch keine anderen Gebote, als Gottes Gebote. Ich kann nicht aller Mönche Leben beschreiben, aber ich will vier Arten von Mönchen vorführen, damit man sehe, wie ganz anders deren Leben jetzt geworden ist.

Die ersten Mönche waren Elias und Elisa, Jonadabs Kinder, die Söhne der Propheten, Johannes der Täufer u. A. Das waren Männer, die, ganz verschieden von unseren Mönchen, in Enthaltsamkeit in der Wüste lebten. Dann kam kurz nach der Himmelfahrt Christi eine andere Art Mönche auf, von denen Philo und Eusebius berichten. Sie stammten von den Schülern des heiligen Markus ab und lebten zwar mit ihren Frauen, aber getrennt vom Volk in Nüchternheit, Reinheit und Liebe und

lobten Gott mit Psalmen, Gebeten und Fasten. Sie lebten ganz nach dem Vorbilde, wie die Apostel es zuerst eingerichtet hatten, da ihnen Alles gemeinsam war, wie Sankt Lukas im 4. Kapitel der Apostelgeschichte erzählt. Diese Lebensweise haben Viele angenommen, Sankt Efrem, Macarius, Hieronymus, Heliodorus und andere Heilige jener Zeit, wie man dies in den Schriften des Sankt Johannes Chrysostomus findet. Zu dieser Art gehörte auch Sankt Martin mit seinen Genossen. Diese Mönche pflegten Bücher abzuschreiben und sonstige Arbeiten zu verrichten, um ihren Unterhalt zu verdienen. Von Gelübden waren sie noch ganz frei. Jeder durfte essen, fasten, beten, lesen wann er wollte, sie trugen auch kein Ordenskleid, sondern jeder trug sich nach des Landes Sitte. Sie pflegten von Zeit zu Zeit zusammen zu kommen, um zu beten und zu communiciren; Messen oder Horen, die man alle Tage abhielte, hatten sie nicht. Sagte die Lebensweise ihnen nicht zu, so konnten sie wieder austreten, da kein Gelübde sie zum Bleiben zwang. Starb nun ein Bischof oder ein Pfarrer, so pflegte man aus der Zahl dieser Mönche einen neuen zu wählen, weil das damals heilige Männer waren.

Ap.-Gesch. 4 32.

Darnach ist die dritte Art Mönche gekommen, unter ihnen Benedictus, Montanus, Gregorius

7*

und andere Mönche aus dem Orden des heiligen Benedictus. Nun fing man an, das Leben der Mönche mit dem Absingen gewisser Psalmen und dem Hersagen von Gebeten, mit bestimmter Tracht und Regel und anderen Cärimonien zu beschweren. Benedictus selbst hat allerdings seine Regel nicht so sehr belastet; er hat es stets dem Abte anheim gestellt, in allen Dingen je nach der Zeit oder bei sonstigem Anlaß zu dispensiren. Und weil die Ordensbrüder heilige Männer waren, so pflegten auch damals noch die Gemeinden ihre Bischöfe oder Pfarrer aus dem Kloster zu wählen. So gewannen die Fürsten und Herren Vorliebe für die Klöster, gaben ihnen großen Besitz und stifteten auch neue Klöster, so daß dieselben in der Welt sehr zahlreich wurden. Da sie nun so viel Schenkungen erhielten, so schwand die Disciplin; man verlegte sich darauf, theure Bauten zu errichten, sich schön zu kleiden, gut zu essen und zu trinken und für die Kirche kostbare Gefäße, Kelche und Schmucksachen zu kaufen, kurz nicht als Mönche, sondern als Herren zu leben. So ist der Geist und die Liebe Gottes in ihnen erkaltet; sie haben den Geist verlassen und allen Ruhm in äußere Dinge gesetzt, in das Halten ihrer Stunden, in Singen, Verbeugen, Hersagen von Psalmen, in die Tracht und die Cärimonien. Aber

Demuth, Nüchternheit, Geduld und Armuth haben sie vergessen; ihr Leben ist durch den überflüssigen Reichthum in Wollust und Trachten nach äußerlichen Dingen verwandelt worden. Da haben sie denn auch begonnen, müßig zu gehen und nicht mehr zu arbeiten, wie das doch früher war; durch Müßiggang sind sie zu allem Bösen gekommen, und Beide, Mönche und Nonnen, haben nun wieder begonnen, mit großen Hoffnungen die Klöster zu verlassen. Deshalb ist, wie es scheint vor Sankt Bernhards Zeit, die Einrichtung getroffen worden, daß die Mönche das Gelübde ablegen sollten. Als aber so das gute Leben der Mönche zu nichte geworden war, ist Sankt Bernhard eingetreten und hat die Mönche reformirt; jetzt wurde scharfe Zucht bei ihnen eingeführt, die Regel mit Profeß und Gelübden beschwert und viele Satzungen gemacht, nach denen sie leben sollten und mit denen man sie, da die willige Gesinnung nicht mehr vorhanden war, zwingen konnte.

Hiernach ist die vierte Art Mönche gekommen, ein Norbertus, Dominicus und Franciscus, von dem wieder viele Orden, wie Observanten, Minoriten, Collekten, Martinianer, sich ableiten. Dominicus war ebenso fruchtbar, wie Franciscus, und so haben sich damals Klöster und Mönche

wieder zahllos vermehrt. Aber je größer die Zahl, um so geringer ward Tugend und Liebe. Denn sie fingen nun an, mit einander zu streiten, wer die heiligste und beste Regel, und wer die meisten Klöster hätte und wessen Leben das heiligste wäre u. drgl.

Dann hat man Päpste und Cardinäle aus den Orden gewählt, und so hat der eine mehr Privilegien und Ablässe bekommen als der andere, um Brüderschaften für die Laien zu machen. Sie sichern diesen den Mitgenuß an ihren guten Werken zu, gerade als ob sie mehr thäten, als sie schuldig sind, während doch der Herr im 17. Kapitel des Lukasevangeliums sagt: „Wenn ihr Alles gethan habt, das ihr schuldig seid, so sollt ihr noch sagen, daß ihr unnütze Knechte seid.“ So sind mit der Zeit die Klöster vermehrt und alle Tugenden vermindert worden. Früher war das Mönchsleben ein Sichtrennen von der Welt — jetzt giebt es Mönche, die mitten in der Welt sind, die vor Gericht streiten, kaufen und verkaufen, prassen und trinken, und gerade wie Weltliche leben. Sie wollen noch Mönche heißen, obwohl Mönch im Griechischen Den bezeichnet, der allein wohnt. Früher war jede Tugend unter den Mönchen, jetzt findet man nirgendwo mehr Prassen, Trinken und Zank,

Luk. 17, 10.

als in den Klöstern. Und sie vermeinen heilig zu sein, wenn sie die äußerlichen Vorschriften beobachten: Tracht, Verbeugungen, Singen, Vorlesen, Fasten, Messelesen und andere Dinge. Das kommt nun daher, daß sie den Geist verlassen haben, in dem die Orden gestiftet worden sind. Jetzt hangen sie an den äußerlichen Dingen, und was das Fundament war, haben sie eingebüßt. Da nun der Mönche Leben so sehr verschlechtert ist, so sehe ich nicht ein, warum Jemand ins Kloster gehen sollte.

Siebzehntes Kapitel.

Ob die Lebensweise des Mönchs besser ist, als die des Bürgers.

Die Lebensweise eines Mönchs, wie er sie jetzt führt, ist eine Weise unter vielen, und ich wüßte nicht, daß mehr Heiligkeit in ihr läge, als in der eines guten Bürgers. Das ist zu beklagen, aber daß es so ist, zeigt ein Vergleich, wenn man beide nebeneinander hält und

zusieht, welche dem Evangelium am nächsten kommt.

Der Mönch ist seinem Abte untergeben. Der Bürger thut, was sein Bischof oder Pfarrer von Fasten, Feiern u. drgl. ihm gebietet, und zwar oft viel williger, als der Mönch dem Abte gehorcht. Der Mönch gelobt Armuth, leidet aber nie Noth, wie Sankt Bernhard sagt, und läßt sich von andrer Leute Gut mästen; was Andrer Hände Arbeit gewonnen hat, verzehrt er und giebt Keinem etwas, sondern nimmt nur immer an. Der Bürger lebt nicht von Almosen, wie der Mönch, sondern verdient seinen Unterhalt mit eigener Hand und giebt Almosen nach Vermögen. So ist der Bürger in dieser Beziehung besser, als der Mönch. Sagte doch Christus selbst, wie es im 20. Kapitel der Apostelgeschichte heißt, daß es seliger ist, Almosen zu geben, denn zu nehmen. Das dritte, was der Mönch gelobt, ist Enthaltsamkeit. Aber der Ehestand ist auch Gott angenehm, da er ihn ja selbst eingesetzt hat. Der Mönch gelobt eines Menschen Regel zu halten; der Bürger ist zufrieden, wenn er das Gelöbniß, welches er bei der Taufe abgelegt hat, halten kann — kommt es doch auch nicht darauf an, viel zu geloben, sondern viel zu halten. Der Mönch ist stolz darauf, daß Franciscus oder

Ap.-Gesch. 20, 35.

Dominicus sein Herr sei — der Bürger hat Gott zum Herrn. Der Mönch hat eine Menschenregel — der Bürger hat Gottes Regel, nämlich das Evangelium. Wie kann man nun den Mönch für heiliger halten, als den Bürger? Gott ist gleich nahe Allen, die ihn von ganzem Herzen lieb haben und nach dem Evangelium leben, seien es Mönche oder Canoniker, Geistliche oder Weltliche. Weder Tracht noch Cärimonien können den Mönchen helfen, falls das Herz nicht gut ist. Und ein weltliches Kleid wird dem Bürger nicht schaden, wenn nur sein Herz geistlich ist. Denn die Vollkommenheit des Christenthums liegt nicht in Essen oder Trinken, oder in andern äußerlichen Dingen, wie Fasten, Beten, Wachen, Singen und Verneigen, wie Sankt Paulus Römer 14 schreibt: „Das Himmelreich liegt nicht in Essen oder Trinken, sondern ist Gerechtigkeit und Friede im heiligen Geist.“ Wenn euer Sinn und Herz nichts Andres sucht als Gottes Ehre und Gottes Willen, und wenn ihr stolz darauf seid, etwas um Gottes willen zu thun oder zu leiden — das ist ein Zeichen der Seligkeit. Möge jeder Mönch auf sich selbst achten und sich nicht dünken lassen, er könne mit den äußerlichen Werken selig werden, oder er sei in irgend einer Hinsicht besser als ein Weltlicher. Leider

Röm. 14,17.

sieht man heutzutage, daß viele Mönche sich selbst für heilig halten, gerade als ob sie allein Christen wären. Sie thun damit großes Unrecht.

Die Weltlichen schätzen bisweilen ihr Leben gering gegenüber dem der Mönche, und indem sie das Mönchthum preisen, dessen äußere Weise sie allein ins Auge fassen, bedauern sie, daß Gott sie nicht auch zu solch heiligem Leben berufen habe. Das hören die Mönche und Nonnen und sind stolz auf ihre Werke und meinen selbst heiliger zu sein als andere Leute. Das ist die gefährlichste Versuchung, die ein Mönch haben kann, da er dann anfängt, sich auf seine Werke zu verlassen, was ein gefährlicher Irrthum ist; und, was noch schlimmer ist, oft thun sie auch diese Werke nur widerwillig. Man sieht das ja heutzutage genug, daß viele Mönche und Nonnen gegen ihren Willen im Kloster leben; was sie thun, geschieht mit unwilligem Herzen, aber aus Scham und wegen ihres Gelübdes dürfen sie das Kloster nicht verlassen. Aber sie wünschen dem, der sie hineingebracht hat, alles Unglück und möchten lieber, daß ihr Kloster in Flammen aufginge. Und so sind sie nie von Herzen zufrieden, sondern stehen Gott viel ferner, als da sie noch im weltlichen Stande waren. Sie thun viel Böses in Unmuth und Em-

pörung gegen Gott, nichts aus Liebe zu ihm oder aus dem Glauben, daß ſie Gottes Kinder ſeien, ſondern nur aus Zwang und gegen ihren Willen. Wenn ſie dann ſterben, ſetzen ſie ihr ganzes Vertrauen auf ihre Werke und denken ſo: Lieber Herr, ſieh, mein Leben iſt mir ſauer geworden, ich habe manchmal böſe Abſichten gehabt, bin aber doch im Kloſter geblieben, habe meine Regel gehalten und fromm geſtritten — gieb du mir nun das ewige Leben!

In der ganzen Welt giebt es keine gefährlichere Sünde als dieſe Verkehrtheit und Heuchelei. Solchen wäre es viel beſſer, wenn ſie das Kloſter verließen; denn offenbare Sünder, die ihre Sünden bekennen und Gnade begehren, werden in Gnaden aufgenommen, ſolche Heuchler aber werden von Gott verworfen. Sehen wir doch im Evangelium, wie Maria Magdalena, Matthäus, der Uebelthäter am Kreuze und andere offenbare Sünder in Gnaden angenommen, dagegen die Schriftgelehrten und Phariſäer, die auf ihre Werke vertrauen, in Blindheit gelaſſen werden. Ihr Eltern, ſehet wohl zu, was ihr thut, wenn ihr eure Kinder ins Kloſter bringt — ihr ſeid ſchuld an all dieſen Sünden.

Und ncht genug damit, daß ſie ſelbſt in ſolcher Verkehrtheit leben, lehren ſie daſſelbe Leben auch

Anderen, die sie in ihre Verbände und Brüderschaften einschreiben und an ihren guten Werken theilnehmen lassen. Solche guten Werke kommen dazu noch oft aus unwilligem Herzen, was doch vor Gott nimmermehr gut sein kann, da er keine gezwungenen Dienste haben will. Ihm ist kein Werk angenehm, das nicht aus Glauben und aus Liebe und mit willigem Herzen geschieht. Wenn Gott solch gezwungenen Dienst haben wollte, so würde er die Teufel wohl zwingen viel zu beten, zu singen, zu wachen und zu fasten. Aber Gott will unsere Werke nicht, wenn er unser Herz nicht hat. Dagegen ist unsere tägliche Arbeit Gott angenehm, wenn wir nur festes Gottvertrauen im Herzen haben. Was aber ohne Liebe geschieht, ist Sünde vor Gott — wie können wir uns darauf verlassen, als ob es gute Werke wären! Und so wäre es denn besser für euch, aus dem Kloster zu gehen, ein offenbarer Sünder vor Gott zu sein und eure Schuld zu bereuen, wie der Zöllner that, als euch so auf die guten Werke zu verlassen, als ob Gott dafür den Himmel schuldig wäre.

Aber man wendet ein: ich habe es gelobt und muß bleiben. Ich sage dagegen: Niemand ist verpflichtet ein Gelübde zu halten, welches gegen seine Seligkeit ist. Jephthah und Herodes hätten viel

besser gethan, ihren Eid zu brechen, als daß sie ihr Gelübde erfüllten, wie von Jephthah im Buch der Richter Kapitel 11 und von Herodes bei Markus Kapitel 6 geschrieben steht. Denn Niemand braucht, wenn es seine Seligkeit schädigt, ein Gelübde zu halten. Auch Sankt Franciscus und Dominicus wollen lieber, daß ihr selig werdet und das Evangelium haltet, als daß ihr euch selbst verdammt mit dem Vertrauen auf eure Werke. Auch ist es besser, hienieden vor den Menschen, als droben vor Gott beschämt zu werden.

Richt. 11

Mark. 6.

Was habt ihr denn gelobt, als ihr Profeß thatet? Habt ihr etwa gelobt, daß ihr nicht nach dem Taufgelöbniß leben wollt? Nein, sagt ihr, ich bin ins Kloster eingetreten, um das Taufgelöbniß nur um so vollkommener zu halten. Wenn ihr nun aber sehet, daß ihr im Kloster schlimmer lebt, als so lange ihr im weltlichen Stande waret — warum wollt ihr dann ein solches Leben nicht verlassen und zu einem andern übergehen, in dem ihr eher selig werdet und dazu Niemand Anstoß gebt, sondern Einer den Andern noch bessert? Wenn ihr ins Kloster gegangen seid um eurer Seele Seligkeit zu suchen und nun dort mehr Keifen, Trinken, Parteiung und Haß findet, als in eurem früheren Stande, so dürft ihr sagen: ich bin her-

gekommen um mein Leben zu bessern; da ich aber alle Tage böser werde, so will ich wieder dahin gehen, wo ich dies wirklich thun und Gott mit mehr Ruhe dienen kann. Deshalb sage ich, daß es besser ist in der Welt gut zu leben als im Kloster schlecht und sich dann noch auf seine guten Werke verlassen. Nur daß ihr nicht um der Freiheit und Lust des Fleisches willen das Kloster verlaßt, sondern um Gott freier zu dienen, wie Sankt Paulus Galater 5 sagt. Das kann euer Gewissen euch allezeit sagen, wenn ihr es zu Rathe zieht. Denn das Gewissen betrügt Niemand, sondern sagt stets offen die Wahrheit.

Gal 5 13.

Die Welt hat auch ihre Gefahren, und es ist auch sehr schwer, ohne Sünden in ihr zu leben. Falls daher ein Mönch sieht, daß er in seinem Kloster wohl selig werden mag, so soll er darin bleiben, wenn er auch noch so viel leiden muß; sieht er aber, daß er im Kloster nicht selig werden kann, so muß er, ob es auch eine Schande vor den Leuten sei, doch wieder eintreten in die Welt und nach dem Evangelium leben. Denn es ist besser, Gott gehorsam sein als den Menschen, wie Sankt Petrus im 5. Kapitel der Apostelgeschichte sagt.

Ap.-Gesch. 5, 29.

Achtzehntes Kapitel.

Warum die Mönche im geistlichen Leben keine Fortschritte machen, sondern oft noch schlimmer werden.

Woher kommt es denn, daß man jetzt so schlaff im Kloster lebt, und daß so Viele es wieder zu verlassen wünschen? Das kommt nur daher, daß man nicht in der rechten Gesinnung in dasselbe eintritt. Der Eine thut es um des Unterhalts willen, nothgedrungen. Der Andere, um ein großer Herr zu werden. Der Dritte, um müßig zu gehn und gute Tage zu haben. Niemand tritt ein mit solcher Gesinnung, wie einst Franciscus und Benedictus. Deshalb schreitet man nicht voran in der Tugend, sondern es wird je länger, desto schlimmer. Müßiggehen und feine Speisen genießen verdirbt uns und macht das Fleisch rebellisch, so daß man vielmehr zur Unsauberkeit, zu Haß, Neid und Zank geneigt ist, als die Leute in der Welt, die von ihrer Hände Arbeit leben. Manche, welche die Mönche und Nonnen viel lesen,

beten und singen, wachen, fasten, wallfahrten und demüthig gekleidet gehen sehen, finden Gefallen daran und möchten auch gern Gott in solchem Leben dienen. Und wenn sie dann hören, daß den Observanten der Himmel verheißen ist, falls sie ihre Regel halten, so nehmen sie deren Lebensweise auch an. Sind sie dann aber im Kloster, so sehen sie anders nichts und man lehrt sie nichts, als äußerliche Dinge, Lesen, Singen, Wachen, Fasten und andere Cärimonien; sie meinen, darin läge die Hauptsache und damit erfüllten sie die Regel und würden sicher selig, wenn sie diese Dinge äußerlich hielten. Da sie nun meinen, darin läge es, so bleiben sie daran hangen und gelangen nie zu dem Geiste des heiligen Franciscus und Benedictus; sie wissen und fühlen nie, wie ein geistliches Herz bestellt ist, denn sie wissen nicht, daß sie es im Innern suchen müssen, sondern meinen, daß es in äußeren Dingen läge. Da sie nun nicht zum Geiste durchdringen, so bleiben sie kalt und schlaff und gehen sehr zurück, mehr zurück als vorwärts. Vielleicht haben sie zwanzig Jahre im Kloster zugebracht und sind jetzt schlimmer, als beim Eintritt, weil sie nichts als Dünkel und Heuchelei durch ihre guten Werke bekommen und nicht ein einziges Mal die Reinheit geschmeckt haben, die ein geistlicher Mensch im Herzen

trägt; weil sie immer im Fleisch, in dem Buchstaben der Regel und dem Gebote, bleiben und nichts aus Liebe und mit Freudigkeit thun. So lange sie in dieser Weise die Regel halten, werden sie von Gott mit den Pharisäern verworfen. Denn wenn Moses' Gesetz und Cärimonien, die Gott selbst eingesetzt hat, Keinen selig machen können, wie Sankt Paulus in allen Briefen schreibt — wieviel weniger kann dann ein Mönch mit seiner Regel und ihren Cärimonien selig werden, die von Menschen eingesetzt sind! Darum müssen wir den Weg zur Seligkeit im Herzen und im Geiste suchen, da die äußeren Werke, die wir ohne den Geist vollbringen, mehrmals im Evangelium „Fleisch" genannt werden, „das zu nichts nütze" sei, nämlich Fleisch, welches ohne den Geist ist (Joh. 6). Sankt Paulus nennt es „Elemente des Christenthums", als wollte er bezeichnen, daß solche Dinge für Menschen da sind, die erst anfangen das Christenthum zu lernen wie die Kinder das A, B, C. Solchen „Elementen" sollen wir nach Paulus nicht dienen, das heißt, wir sollen nicht bei ihnen stehen bleiben, sondern voranschreiten in dem Geiste. Auch „Menschengebote" werden solche Werke von Christus genannt (Matthäus 15): „Vergebens ehren sie mich, indem sie nichts als Menschengebote lehren."

Joh. 6, 63.

Matth. 15, 9.

Paulus nennt sie mehrmals „leibliche Uebungen", das heißt Dinge, die unseren Leib quälen, unserer Seele
1. Tim 4, 8. jedoch nichts nützen (1. Tim. 4), weil wir sie mit dem Leibe allein vollbringen und unser Herz und Sinn damit nicht zu Gott hingeführt wird. Das sind die Werke, welche der Prophet Jesaias im
Jes. 1, 11 ff. 1. Kapitel tadelt — „Eure Opfer hasse ich, spricht der Herr", denn die kann auch ein Uebelthäter vollbringen, aber Gott von Herzen lieben, das kann Niemand als ein Mensch, der Gott ganz ergeben ist. Wer so gesinnt ist, nur der ist ein wahrer Mönch vor Gott, denn er allein hält seine Regel, indem er Gottes Gebot mit Freudigkeit und gutem Willen erfüllt. Geschieht dies aber aus Zwang und Angst, so liegt nur ein schwacher Trost darin. Daß es aber jetzt so wenig Mönche und Nonnen giebt, welche das recht erkennen, kommt wie gesagt nur daher, daß sie nicht mit der rechten Gesinnung in das Kloster eintreten.

Wer mit der Meinung eintritt, daß er mit seinem Wachen, Fasten, Beten, Singen, seinen Disciplinen u. drgl. den Himmel verdienen könnte, der vertraut auf seine guten Werke und wird ein Heuchler, und je mehr er thut, um so mehr wird er Heuchler und bleibt stets ein Miethling Gottes, weil er ihm um Lohn dient. Es soll aber derjenige, welcher

ins Kloster geht, aus Liebe zu Gott eintreten, weil Gott ihn als Kind angenommen hat, und weil er gern Gott dankbar sein und gern den Sünden in der Welt entgehen möchte. Wer so gesinnt ist, den dünkt es, daß er für Gottes Wohlthat nimmermehr genug thut; denn die Liebe weiß kein Maß. Er arbeitet nicht um das ewige Leben, wie ein Miethling um seinen Lohn, sondern weil er weiß und glaubt, daß er ein Kind Gottes ist, darum arbeitet er aus Dankbarkeit. Wenn nun ein Mensch den früher beschriebenen Glauben hat, dann ist es löblich, wenn er sich aus Dankbarkeit von dieser Welt trennt und sie verläßt, um allen Gefahren der Welt zu entgehen. Denn die Welt bietet tausend Ursachen zur Sünde, besonders für junge Leute. Ebenso ist es löblich, wenn Einer, um sein Leben zu bessern, in ein gutes Kloster geht. Findet er aber in dem Kloster Streit, Zank, Trunkenheit, Haß, Neid, Prassen, Stolz u. s. w., so ist es viel besser, daß er aus solcher Gesellschaft entweicht, als daß er derartige Dinge lerne, denn er ist gekommen, um sein Leben zu bessern, nicht um schlimmer zu werden. Und wenn Einer nun sagt: Ich habe Profeß gethan und bin verpflichtet zu bleiben — so bleibe ich dabei, daß Niemand verpflichtet ist irgend ein Gelübde zu halten, das gegen seine

Seligkeit geht. Höret, was Sankt Paulus 2. Thes-
2.Theſſ.3,6. sal. 3 sagt: „Wir gebieten euch, daß ihr euch
trennet von allen Brüdern, die nicht so leben wollen,
wie ich sie gelehrt habe.“ Und an die Corinther
2.Cor.6,17. schreibt derselbe Paulus im 6. Kapitel des zweiten
Briefes: „Scheidet euch von Leuten, die so leben;“
1.Cor.5,11. und ähnlich 1. Cor. 5. Gott hat uns nicht berufen,
daß wir mit einander in Zwist und Zank, sondern
daß wir in Frieden leben' sollen.

Neunzehntes Kapitel.

Was den Eltern zu rathen ist, die ihre Kinder ins Kloster bringen wollen.

Die Eltern muß man ermahnen, daß sie ihre Kinder nicht unbedachtsam ins Kloster bringen. Das thun sie meist, weil sie mehr auf ihren eigenen Nutzen, als auf die Seligkeit ihrer Kinder bedacht sind. Die Einen bringen ein Kind oder zwei, die gebrechlich sind, ins Kloster, weil sie viele Kinder haben und dann die übrigen um so vortheilhafter

verheirathen können. Andre thun es, um Ehre von ihren Kindern zu haben, wenn sie zu Mönchen, Priestern oder großen Herren werden. Andere um des eigenen Nutzens willen, indem sie von den Kindern erwarten, daß sie ihnen helfen sollen. Das sind die Gründe, weshalb so selten Einer ins Kloster kommt in der rechten Gesinnung und mit dem Glauben, den ich vorher beschrieben habe. Es ist aber keineswegs löblich, wenn Jemand aus solchen Ursachen ins Kloster tritt. Die Eltern sollten erst zusehen, ob das Kind auch dazu neigt und von Herzen darnach begehrt. Ist das nicht der Fall, warum wollt ihr es denn verderben — konnte es denn nicht in der Welt selig werden? Und wie verfuhr man, ehe es Mönche gab? warum wurden die Apostel keine Mönche? und warum ihr selber nicht? Bei Gott macht es keinen Unterschied, wie Sankt Paulus sagt, ob ihr Mann oder Weib seid, adelig oder unadelig, geistlich oder weltlich, Mönch oder Bürger — nur wer ihn von Herzen liebt, ist ihm angenehm, er sei nun Bürger oder Priester, Mönch oder Laie, Alles das ist gleich. Sagt doch auch Petrus im 10. Kapitel der Apostelgeschichte: „Gott siehet die Person nicht an.“

Ap.-Gesch. 10, 34.

Uebrigens tragen hieran die Mönche oft selbst die Schuld, sofern sie die jungen Leute mit schönen

Worten in ihr Kloster locken. Manchmal freilich sind die Kinder selbst Schuld: sie nehmen wahr, daß die Mönche singen, lesen, beten, wachen, fasten und sich verneigen, und halten das für ein heiliges Leben und bekommen Lust dazu. Wenn sie dann ein Jahr im Kloster gewesen sind, so reuet es sie, weil kein Geist da herrscht, der sie aufrichtet; aber sie schämen sich, es wieder zu verlassen und thun so Profeß gegen ihre Neigung. Wie sie das nun mit kaltem Herzen thun, so bleiben sie insgemein kalt und Gott entfremdet. Deshalb wäre es nützlich, wenn man beim Profeß darauf hielte, daß Niemand ihn vor dem dreißigsten Lebensjahre ablegen dürfte. Bis dahin mag Einer sich selbst prüfen, ob er das Gelübde auch auf sich nehmen und halten kann. Denn jetzt sieht man Viele Keuschheit geloben, mit denen es doch selten gut geht.

Zwanzigstes Kapitel.

Vom Leben der Nonnen.

Es giebt zahlreiche Nonnenklöster, in denen viel gelesen und gesungen wird. Ich kann mich nur darüber wundern, daß die Nonnen soviel singen; denn da sie nicht verstehen, was sie singen, so begreife ich auch nicht, was für ein Nutzen darin verborgen liegt. Wenn der Apostel Paulus 1. Cor. 14 verbietet, in der Kirche, das heißt in den Versammlungen der Christen, etwas zu äußern, was man nicht versteht, so kann das Singen der Nonnen Gott nicht angenehm sein, weil sie es nicht verstehen, und weil sie keine Freude und keine Frucht davon haben, sondern mit Verdruß singen und nur weil die Regel es ihnen so vorschreibt. Ebenso wäre es ihnen besser, wenn sie die bestimmten Abschnitte auf Deutsch läsen. Wird unser Geist und Herz nicht dadurch zu Gott getrieben, so hilft das Singen nichts; wenn Gott an der Musik allein, ohne Einsicht und ohne Liebe, Wohlgefallen hätte, so würden die Vögel ihm sehr angenehm sein und auch die

1. Cor. 14, 1—33.

Harfen und Lauten. Wenn also Jemand, der singt, ohne zu verstehen was er singt, davon auch keinen Vortheil hat, so wäre es besser, daß man den Nonnen die Psalmen in deutscher Sprache in die Hand gäbe.

In früheren Zeiten gab es Frauen, z. B. nach Angabe des Hieronymus Paula und Eustochium, welche mit den Ihrigen Latein lasen, weil sie es Alle verstanden. Daher ist es nun gekommen, daß die Nonnen die Abschnitte auf lateinisch lesen und singen. Zum Theil thun sie es aus Hoffart, weil es viel größeren Eindruck bei den Leuten hervorbringt.

Noch ein andrer Punkt ist bei den Nonnen tadelnswerth — nämlich daß sie so kostbare und ausgesuchte Kleider tragen. Es war in den ersten Zeiten Sitte, daß die Jungfrauen mit unverhülltem Haupte und Halse zur Kirche kamen; das ist dann von den Bischöfen getadelt und festgesetzt worden, daß die Jungfrauen ebensowohl wie die Verheiratheten bedeckten Hauptes zur Kirche kommen sollten. Wenn nun eine Jungfrau Keuschheit gelobte, so pflegte der Bischof ihr vor der versammelten Gemeinde Hals und Haupt zu verhüllen. Solche Jungfrauen lebten, da es noch keine Klöster gab, in ihrem Elternhause und gingen nur in Begleitung ihrer Eltern aus, sei es in die Kirche, sei es um die Märtyrer im Kerker zu besuchen. Erkennen konnte man sie

an dem Schleier, den sie um Hals und Haupt trugen. Da nun Marcella und Paula sahen, daß diese Jungfrauen nicht ohne Gefahr im elterlichen Hause blieben, so stifteten sie die ersten Nonnenklöster in Rom. Dort pflegten diese mit ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verdienen und sangen nicht, wie das die Nonnen heutzutage thun, sondern lasen während der Arbeit die Psalmen vor. So dienten sie dem Herrn in Gehorsam, Keuschheit, Arbeit, Einfalt und Ehrfurcht. Ihre Kleidung war einfach; sie zeigten dadurch, daß sie die Welt gering achteten. Man verschleierte ihnen das Haupt, damit sie selbst Keinen sähen und auch Niemand sie sehen sollte. Jetzt ist leider Alles in Hoffart verkehrt. Mit dem Schleier, der früher ein Zeichen der Demuth war, wird jetzt Prunk getrieben; und gerade so mit all den Tüchern, den Kleidungsstücken, Riemen, Ketten, Schuhen — Alles ist zu Aufgeblasenheit und Hoffart geworden, so daß ich nicht wüßte, was für Heiligkeit heutzutage noch im Leben der Nonnen liegen möchte. Vielmehr ist es der Welt wohlgefälliger als Gott. Die Einfachheit und Demuth, wie Gott sie haben will, ist ausgetrieben und in Prunk und Aeußerlichkeiten verwandelt — als ob darin das geistliche Leben gelegen wäre.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Leben in den Schwesterhäusern.

Es giebt nun auch eine Anzahl von Schwesterhäusern, und das Leben in diesen scheint, da man ja arbeitet und einander in christlicher Liebe dient, mehr dem Evangelium zu entsprechen. Sankt Paulus rühmt sich in seinen Briefen, daß er seinen Unterhalt mit eigener Hand verdient habe und ermahnt uns Alle eindringlich, das Gleiche zu thun (2. Theff. 3). In dieser Hinsicht ist allerdings das Leben der Schwestern besser, als das der Nonnen, da sie ja stets mit Arbeiten, mit Weben, Spinnen, Waschen u. drgl. beschäftigt sind. Ihrem Beispiele sollten Alle folgen — denn müßig leben und zugleich tugendhaft leben ist unmöglich. Deshalb nahm man auch in Aegypten keinen Mönch auf, der nicht bereit war zu arbeiten, und Sankt Augustin hielt diejenigen für Ketzer, welche behaupteten, daß ein Ordensmitglied keine Handarbeit zu verrichten brauche. Vielmehr ist Jeder gehalten zu arbeiten, wie denn auch der

2. Theff. 3, 7—12.

Herr zu Adam sprach: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ 1. Mos. 3, 19.

Dagegen sind auch die Schwestern in einer andern Beziehung sehr zu tadeln: sie streben darnach, allzu prächtige Gebäude, Kirchen und Kapellen zu errichten, sie wollen selber gar herrlich wohnen und sind darin abergläubisch, daß sie ihre Kapellen und Altäre mit großem Aufwande ausschmücken mit kostbaren Gemälden, Vorhängen u. drgl. Das ist nichts als Hoffart, Pomp und Augenlust, wie Sankt Johannes sagt. Mögen auch Manche das in guter Absicht thun in dem Gedanken, Gott damit einen großen Dienst zu leisten — Gott macht sich daraus nichts, im Gegentheil, es ist ihm ein Gräuel vor seinen Augen, wie Jesaias bezeugt. 1. Joh. 2, 16.

Bedenket, theure Schwestern, und auch ihr, lieben Ordensbrüder, daß ihr Alles dasjenige, was so auf prächtige Gebäude und den Schmuck einer Kapelle verwendet wird, den Armen entzieht. Tritt man in ein Kloster, so sieht man nichts von der Armuth Jesu Christi, der nicht hatte, wohin er sein Haupt lege. Eure Klöster sehen eher aus wie königliche Paläste. Aber Gott wird das Blut der Armen von euren Händen fordern, denn sie sterben vor Hunger durch euren Frevel. Luk. 9, 58.

Es giebt auch nichts, was so sehr die Hab-

sucht in die Herzen der Ordensgenossen pflanzt, wie diese überflüssigen Dinge. Strebten sie nicht nach diesen, so brauchten sie auch nicht zu betteln und würden Alles was sie brauchen durch ihrer Hände Arbeit verdienen, ja sogar noch Almosen geben können. Jedermann würde ihnen gern Verdienst zuwenden, Jeder mit Freude ihren heiligen und friedlichen Wandel sehen, und sie würden in Wahrheit nach Gottes und des Evangeliums Vorschriften leben. Sollte aber Jemand fragen: Was würden sie denn thun, wenn ein Unglück, etwa eine Seuche, sie beträfe? — so antworte ich, daß das kleingläubig fragen heißt. Glaubt ihr, daß Gott sie im Stich lassen wird? Ich versichere euch, daß in solchem Falle Jeder sich glücklich schätzen würde, ihnen helfen zu können, weil der Herr selbst, der seine wahren Diener und Kinder nie verläßt, die auf ihn trauen, die Herzen darauf hinlenken würde. Wenn man aber heutzutage ihre pomphaften Gebäude, all den Altarschmuck, die Bilder, die seidenen Vorhänge u. drgl. sieht, die doch für ein geistliches Herz nichts als Eitelkeit sind — so hat man daran keine Freude, mögen auch die weltlich Gesinnten großes Wesen davon machen, weil sie nur das Fleisch und den Buchstaben kennen, welcher tödtet.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Mann und Frau zusammen leben sollen nach der Unterweisung des Evangeliums.

Christus hat uns kein Gebot so sehr eingeschärft wie das Eine, daß wir einander lieb haben sollen. Selbst unsere Feinde sollen wir nach Matth. 5 lieben. Der Apostel Paulus ermahnt in allen Briefen die Männer, ihre Frauen zu lieben. Aber ach! es giebt nur Wenige, welche wissen, was unter dieser gegenseitigen Liebe zu verstehen sei. Wenn ihr eure Frau nur sinnlich dem Fleische nach liebt, weil ihr Leib euch dient und euer Wohlgefallen erregt, oder ihre edle Abstammung, ihr Reichthum u. drgl. euch gefällt, so seid ihr fern von der Liebe, welche Sankt Paulus meint; denn solche Liebe ist auch zwischen Dirnen und Buben und zwischen den Thieren. So sollst du deine Frau nicht lieben: sondern weil sie deine Schwester im Glauben und mit dir Erbin der Ehre Gottes ist, weil sie demselben Herrn wie

Matth. 5, 44.

du dient und weil sie Eine Taufe und dasselbe Sakrament mit dir gemeinsam hat. Du sollst sie auch lieben um ihrer Tugenden willen, um ihrer Schamhaftigkeit, Keuschheit, Sorgsamkeit willen, mag sie sonst arm, von niedriger Herkunft und häßlich sein. Zeigt sie aber die eine oder andre Untugend, so sollst du diese in geeigneter Weise strafen, sie selbst aber nicht hassen, sondern stets Mitleid und Geduld mit ihr haben, als mit einer Schwachen, wie Sankt Petrus uns im 3. Kapitel seines ersten Briefes lehrt.

1. Petr. 3, 7.

Bei solcher gegenseitigen Liebe soll doch der Mann das Haupt gegenüber der Frau bleiben. Die Frau soll ihm dienen als ihrem Herrn, und der Mann soll seine Frau lieben und hochhalten wie sein eigen Fleisch und Blut. Ist er auch ihr Haupt, so soll er sie darum doch nicht unterdrücken, sondern sie sorgsam beschützen, und soll mehr darauf aus sein, daß sie ihn lieb habe, als daß sie ihn fürchte. Er soll sie so lieben, wie Gott uns geliebt hat, als wir noch seine Feinde und mit unseren Sünden befleckt waren. Wenn sie wunderlich ist, so soll er nicht hart gegen sie sein, sondern sie geduldig tragen und freundlich ermahnen. Bist du das Haupt, warum willst du denn deinen Leib, d. h. deine Frau, von dir trennen und wegtreiben?

Wenn aber der Mann seine Frau beschützen soll, so muß er sie auch in rechter Zucht halten, daß sie sich nicht nach der Sitte der Welt allzu köstlich kleide und schmücke. Das liegt in der Natur der Frauen; aber das Prunken ist große Sünde wegen des Anstoßes, der daraus hervorgeht. Für eine Christin ziemt es sich nicht, so gekleidet zu gehen, wie eine Heidin (Jes. 3), und selten gehört diejenige, welche sich so äußerlich verziert, ganz allein ihrem Manne an; wenigstens giebt sie Vielen Anlaß zu bösen Begierden. Du hast ja deinen Mann — warum suchst du denn noch Andern zu gefallen? Hierin soll sich der Mann als das Haupt der Frau zeigen und ihr Aufwand und Hoffart verweisen. Er soll sie ermahnen und lehren, darnach zu streben, durch die Tugend schön zu sein, und nicht durch Kleinodien, mit denen ja auch eine Dirne sich zieren kann. Es ist kein Wunder, daß die Herren uns Schatzungen auferlegen, wenn sie sehen, wie die Frauen gekleidet gehen. Deshalb soll man sie hierin auf der Mittelstraße halten.

Jes. 3, 16 ff.

Die Frau soll ihrerseits den Mann lieben, wie sich selbst, aber so, daß sie ihn ehret und als ihren Herrn ansieht. So war Sara Abraham unterthan und nannte ihn ihren Herrn, wie Sankt Petrus im 3. Kapitel seines ersten Briefes schreibt. So

1. Petr. 3, 6.

ehrte auch Monica, die Mutter Sankt Augustins, ihren Mann; war er zornig oder trunken, so machte sie ihm keine Vorwürfe: wenn es aber vorüber war, so ermahnte sie ihn. Das sollten alle Frauen sich zum Vorbilde nehmen. Keine sinnliche, sondern göttliche Liebe soll zwischen Gatten sein: Einer soll dem Andern helfen für den Unterhalt sorgen. — Die Frau soll im Hause arbeiten, der Mann draußen. Solches Leben ist Gott wohlgefällig, da er es selbst im Paradiese eingesetzt hat. Wenn nun Gott eine reiche Frau und einen armen Mann zusammenfügt, so soll sie sich darum nicht für höher halten oder das Haupt sein wollen, denn das wäre gegen die Lehre des Paulus. Nimmt andrerseits ein reicher Mann ein armes Weib, so soll er sie nicht zu seiner Sklavin machen, sondern bedenken, daß sie Beide Einen Herrn und Vater im Himmel haben, dem Alles gehört, und daß auch sie ein Geschöpf Gottes ist, in dem er Gott ehren kann wie in seinem Tempel. Wer anders verfährt, handelt fleischlich und gegen die Lehre des Paulus. Er ist für seine Frau kein Gatte, sondern ein Tyrann. Das aber ist nicht Gottes Wille, da er Eva nicht unter Adams Fuß hernahm, sondern aus seiner Seite. Nichtsdestoweniger, wenn Reiche sich mit Armen in der Ehe vereinigen, und sie dann

die gleiche Liebe wahren, so daß der Mann das Haupt bleibt und doch die Frau nicht verachtet, sondern daß sie einander stets gleich lieben, ob arm oder reich, adelig oder unadelig, gut oder schlimm, so ist es ein christliches Leben. Gottes Willen soll darin den Ausschlag geben, nicht Armuth oder Reichthum.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Eltern ihre Kinder christlich erziehen sollen.

Nichts ist in der Christenheit so sehr von nöthen, wie eine rechte Unterweisung der Kinder; denn alles Ueble in der Welt kommt daher, daß die Kinder von klein auf schlecht erzogen werden. Manchmal liegt die Schuld an den Eltern, wenn sie selbst sich nicht hüten, ihren Kindern ein schlechtes Beispiel zu geben. Wenn nun dadurch soviel Uebles kommt, so müssen die Eltern sehr sorgfältig auf eine christliche Erziehung der Kinder auch schon in der frühesten Jugend bedacht sein.

Zunächst sollen sie ihnen gute Manieren beibringen und darauf achten, daß sie nicht stammeln oder die Wörter nur halb aussprechen, weil sie das nur schwer wieder verlernen. Dann sollen sie ihre Kinder lehren, daß Christus für uns gestorben ist, daß es ein künftiges Leben giebt, und daß wir Alle durch Christum Jesum selig werden. Sehr zu tadeln ist die schlechte Gewohnheit Vieler, daß sie weithin reisen und ihre Kinder ohne Unterricht zu Hause zurück lassen. Es wäre viel besser, sie blieben zu Hause und erzögen ihre Kinder; hat doch Gott das Reisen nicht geboten, wohl aber Allen, daß sie ihre Kinder lehren und erziehen sollen. So schreibt Sankt Paulus 1. Tim. 5: „Wer nicht Sorge trägt für seine Freunde und besonders für seine Hausgenossen, der ist ärger als ein Heide." Die Eltern sollen ferner ihre Kinder nicht übermäßig putzen, ihnen überhaupt nicht zu viel nachgeben, weil sie sie dann später nicht regieren können. Ebenso müssen die Eltern aber auch sich hüten vor eigenem übermäßigen Putze, weil das böse Beispiel die Kinder verführen würde.

1. Tim. 5, 8.

Ihr Eltern, sehet wohl zu, daß eure Kinder nicht umherlaufen, ohne daß ihr wißt, wo und in welcher Gesellschaft sie sind und was sie thun. Sucht auch für sie als Umgang nicht solche Kinder,

die reich, edel oder schön, sondern die tugendhaft und gut erzogen sind, von guten Kenntnissen und gutem Benehmen. Laßt sie auch nicht zu Hochzeitsfesten und Gelagen gehen, denn da lernen sie heutzutage nichts als Unsauberkeit und schmutzige Reden. Wenn ihr sie sorgsam vor Schaden am Leibe bewahrt und ihnen nicht erlaubt an gefährliche Orte zu gehen — wie könnt ihr sie denn an Gelagen theilnehmen lassen, wo ihre Seele Schaden leiden muß!

Achtet genau darauf, zu was für Sünden euer Kind am meisten hinneigt, sei es Unmäßigkeit, Hoffart oder Unsauberkeit, und dann ermahnet und warnet es und suchet diese Fehler, so lange das Kind noch jung und das noch möglich ist, zu bezwingen. Ist aber euer Kind von Natur zur Tugend geneigt, so erhaltet es dabei. Achtet auch darauf, daß die Knaben andern Fehlern als die Mädchen unterworfen zu sein pflegen. In den Mädchen regiert meist die Sucht, sich zu putzen und schön zu erscheinen; in den Knaben die Neigung zum Zorn, zum Trinken und zu unsauberem Wesen.

Auch sollen die Eltern sich davor hüten, allzu straff und hart den Kindern gegenüber zu sein, damit sie nicht widerspenstig werden und davon laufen. Laßt sie ein Handwerk lernen, wozu sie

am meisten Neigung haben, ein ehrbares Handwerk, welches zum Unterhalt hinreicht. Und laßt sie das schon frühe lernen, ehe sie die hohe Schule beziehen; denn es zeigt sich, daß Solche, die lange auf den Schulen gewesen sind, keine Lust mehr zum Arbeiten haben, davon laufen und sich lieber anwerben lassen. Auch wenn ihr noch so reich seid, solltet ihr sie dazu anhalten, weil das sie vom Trinken, Spielen und Fechten fern hält. Im Falle der Noth wird es ihnen dienlich sein, jedenfalls können sie damit Andern helfen, wie Sankt Paulus Ephes. 4 sagt: „Jeder arbeite mit seiner Hand, um damit den Armen zu helfen.“

Ephes. 4,28.

An Sonntagen haltet sie an, das Abendmahl des Herrn zu feiern und Gottes Wort zu hören. Fraget sie, wenn sie nach Hause kommen, was sie davon behalten haben, und ermahnet sie stets zum rechten Christenglauben und zur Liebe, wie ich sie hinlänglich geschildert habe. Wachet auch genau darüber, daß eure Kinder nicht schlechte Bücher lesen oder Liebes- und Kriegsgeschichten und Fabeln, sondern kauft ihnen die deutsche Bibel und das Evangelium und laßt sie da von Jugend auf Gottes Lehren lesen und an der süßen Quelle, die aus dem Himmel herfließt, trinken, so könnt ihr gutes Wasser daraus schöpfen, wenn sie erwachsen.

Wenn ihr so große Mühe darauf verwendet, um, wie ihr das schuldig seid, für eure Kinder den nöthigen leiblichen Unterhalt zu erwerben — wie viel mehr seid ihr dann gehalten, für eure Kinder auch die wahre Kost für die Seele zu finden, die doch ungleich edler als der Leib ist! Wo aber ist bessere Seelenspeise zu finden, als in dem Evangelium und in der ganzen heiligen Schrift? Es wäre viel besser, daß die Eltern in diesem Punkte sorgfältig wären, als daß sie nach Rom oder nach Sankt Jakob im fernen Lande wallfahrteten. Denn eine Mutter kann Gott nicht wohlgefälliger dienen, als durch gute Erziehung ihrer Kinder. Sankt Paulus schreibt an seinen Schüler Timotheus im zweiten Kapitel des ersten Briefes: „Ein Weib wird erlöst durch Kindergebären, wenn sie im Glauben bleibt." (1. Tim. 2, 15.)

Achtet darauf, daß ihr ihnen nicht zuviel Geld gebt, und sehet, welchen Gebrauch sie von dem Gelde machen. Wenn sie etwas heimbringen, was euch nicht gehört, oder wenn sie üble Nachrede verbreiten, so straft sie. Wollt ihr dem Bettler an der Thür ein Almosen geben, so laßt das durch eure Kinder thun, damit sie den Armen helfen lernen. Haben die Kinder unter einander Zank, so sollen die Eltern sie Abends zu einander bringen,

damit Eins das Andre um Verzeihung bitte, wie sie denn auch die Eltern um Verzeihung bitten müssen, wenn sie dieselben erzürnt haben. Hört man die Kinder schwören, fluchen, keifen oder heftige Worte ausstoßen oder schlechte Liedchen singen, so soll man sie allezeit scharf zur Rede stellen. Immer aber sollen die Eltern mehr darauf hinwirken, daß die Kinder aus Liebe als aus Angst sie fürchten; denn ist ein Kind den Eltern nur aus Furcht vor Schlägen gehorsam, so dauert das nur so lange, wie es die Schläge fühlt, gleichwie derjenige, welcher Gott aus Furcht vor Strafe dient, ihm nur so lange dient, wie die Strafe oder Anfechtung dauert. Die Kinder aber, welche ihre Eltern in Liebe fürchten, sind ihnen allezeit gehorsam und bleiben in der Liebe.

Die Eltern müssen sich aber auch selbst davor hüten, in Gegenwart der Kinder mit einander zu zanken oder zu fluchen, oder böse Worte zu sagen, oder zeitliches Unglück zu beklagen — denn das lernen die Kinder bald und können es dann später nicht lassen. Wenn sie hören, daß ihre Eltern darüber klagen, so fassen sie solche Liebe zu dem zeitlichen Gute, daß sie nur darüber sich freuen und nichts mehr bedauern, als zeitliches Unglück.

Und noch auf Eins sollen die Eltern besondere Auf-

merksamkeit richten: ob ihre Kinder zum Heirathen geneigt sind. Ist das der Fall, so sollen sie ihnen nach Kräften und sorgsam dazu verhelfen, wie Abraham für seinen Sohn Isaak sorgte. Weil die Eltern hierin nicht fest sind, daher kommt es, daß so wenig junge Leute unbefleckt in die Ehe treten. Das ist die Schuld der Eltern, die mehr für den Leib als für die Seele ihrer Kinder sorgen. Sie wollen ihre Kinder nicht arm werden lassen, und machen sie deshalb zu Priestern oder bringen sie im Kloster unter, und helfen ihnen zu guten Tagen hienieden und dann zu ewiger Strafe im Jenseits. Darüber klagt auch Sankt Augustinus im zweiten Buche seiner Confessionen, daß seine Eltern in diesem Punkte nicht sorgfältig genug ihn selbst geleitet haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Vom Leben der Bürgersleute.

In der ganzen Welt giebt es kein christlicheres Leben als das der Bürger, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt erwerben. Rühmt sich doch auch der Apostel Paulus in jedem Briefe, daß er selbst dies thue, und tadelt die Wittwen, welche müßig sind und in den Häusern umher schwätzen gehen (1. Tim. 5). Deshalb wäre es besser, daß Alle ein Handwerk lernten, und daß man kräftigen jungen Leuten das Bettelngehen nicht gestattete; denn da die Apostel selber gearbeitet haben und die Mönche insgesammt früher diesem Beispiele gefolgt sind, so wäre dies auch jetzt für Priester und Mönche weder Sünde noch Schande. Ist doch heutzutage deren Zahl ohnehin um mehr als die Hälfte zu groß; und wenn nun Jeder Priester oder Mönch werden wollte — wer würde dann den Acker bestellen? Ich weiß überhaupt nicht, was für Heiligkeit heutzutage in ihrem Stande liegt. Der Bürgerstand lebt mehr

1. Tim. 5, 13.

nach dem Evangelium als jener — freilich muß auch er erst wissen, wie er leben soll.

Zunächst muß der Bürger die Regel halten, welche Matth. 7 gegeben ist: er thue Allen, mit denen er zusammenkommt, wie er will, daß man ihm thun soll; er suche nie den eigenen Vortheil dadurch, daß er Andern schadet, verachte nicht das Gute, was sein Nächster hat, und gönne es ihm ebenso gern wie sich selbst. Sagt doch Paulus 1. Thess. 4: „Niemand bedrücke oder betrüge den Andern im Handel; denn wir sind Brüder und Glieder Eines Leibes." Deshalb hütet euch vor Zwist mit eurem Nachbar, er sei reich oder arm, hoch oder niedrig geboren; vor Gott als unserem Vater sind wir allzumal gleich hoch geboren — wie Paulus Galater 3 schreibt: „Wir sind allzumal Ein Leib in Christo." Keiner verachte den Armen oder werfe ihm seine Armuth vor, sondern man helfe ihm und tröste ihn in seiner Armuth, wie man denn besonders seinen Nachbar, wenn er krank und arm ist, besuchen und trösten und nach Vermögen unterstützen soll. Seid bereit ihm zu dienen, ja selbst, wenn nöthig, für ihn zu sterben, wie dies Sankt Johannes im ersten Briefe im 3. Kapitel sagt: „Gleichwie Christus sein Leben für uns gelassen hat, so sollen auch wir für unsere

Matth. 7, 12.

1. Thess. 4, 6 ff.

Gal. 3, 28.

1. Joh. 3, 16.

Mitmenschen das Leben lassen." Könnt ihr selbst dem Armen keine Unterstützung reichen, so theilt es guten Leuten mit und fordert sie auf, ihm zu helfen.

In früheren Zeiten pflegte man dies dem Pastor mitzutheilen, der dann aus dem Schatz der Kirche Unterstützung gab, einem Schatze, der aus Vermächtnissen und Geschenken gebildet wurde und wovon in dem Leben des heiligen Laurentius sowie des heiligen Gregorius geschrieben steht. Wenn dieser Schatz erschöpft war, so pflegte der Bischof die Kelche und sonstigen goldenen Gefäße zu zerbrechen und unter die Armen zu vertheilen. Der Bischof forderte auch die Bürger auf, sie möchten ihm anzeigen, wenn Jemand Noth habe. Dieser Schatz wird jetzt verbraucht, um hölzerne Heilige zu verzieren und große Pfründen zu stiften, und wird so den Armen entzogen, denen er mit Recht zugehört. Früher bettelten die Armen nicht, denn wer kräftig war, mußte arbeiten, während die Alten und Kranken, sowie die verschämten Wittwen und verlassenen Kinder aus dem Schatze der Kirche unterhalten wurden, wie auch Sankt Paulus den Corinthern im letzten Kapitel des ersten Briefes sagt, sie sollten für die Armen sammeln. (1. Cor. 16, 1f.)

Die Apostel haben das so eingerichtet, damit die Ungläubigen, welche unter den Christen wohnten,

diese nicht verspotten oder beschimpfen sollten, wenn sie betteln gingen; auch damit sie nicht sagen könnten, es sei keine Liebe unter den Christen, weil sie einander nicht zu Hilfe kämen. Und der Herr segnet noch heute das Brod auf Erden, wie einst die fünf Gerstenbrode, als er nach Matth. 14 fünftausend Menschen mit ihnen speiste, wenn wir es auch nicht merken. Es giebt fünferlei Klassen in der Welt, von denen die letzte für die vier andern Alles beschaffen muß. Zuerst die Canoniker, Mönche und Priester — die erwerben nichts, sondern verzehren nur. Dann kommen die Herren, Fürsten und Bürgermeister und reichen Leute, die von ihren Einkünften leben. Drittens: alte Leute, Kranke und Kinder. Viertens: Krieger, Räuber, Huren und Buben. Alle diese erwerben nicht, sondern verzehren nur. Die fünfte Klasse wird von Bürgern und Bauern gebildet, die mit ihrer Hand ihren Unterhalt beschaffen und dabei für die Uebrigen mit sorgen. So muß Einer Vier speisen — wie wäre das möglich, wenn nicht Gott in wunderbarer Weise Fürsorge träfe? Darum sagte ich, daß das Leben der Bürger das seligste sei nach der Lehre des Evangeliums. Aber wie wir einander helfen sollen, wie oben gesagt, so sollen wir auch betrübt sein, wenn unser Bruder Leid hat, gerade als wäre es

Matth. 14.

uns selbst zugestoßen — wie Sankt Paulus Rö-
Röm.12,15. mer 12 sagt: „Freuet euch mit den Fröhlichen und seid betrübt mit den Betrübten."

Wenn ihr erfahrt, daß euer Bruder ein schlimmes Leben führt und Andern ein böses Beispiel
Matth. 18, 15 ff. giebt so gebietet euch Christus Matth. 18, daß ihr ihn erst allein ermahnen und freundlich belehren und ihn bitten sollt, daß er sich bessern möge. Hört er auf euch, sagt Christus, so habt ihr euren Bruder gewonnen. Hört er nicht auf euch, so sollt ihr das zwei oder drei Freunden mittheilen und ihn in deren Gegenwart strafen. Hört er noch nicht, so klagt es dem Pastor, damit er öffentlich vor der Gemeinde zurecht gewiesen werde. Hört er auch dann noch nicht, so sollt ihr ihn für einen Heiden und öffentlichen Sünder halten. Das heißt brüderlich strafen. Wenn nun, könnte Einer fragen, mein Bruder gegen mich zornig wird und mich schlägt? Du sollst, antworte ich, stets auf dich achten, daß du ihm nicht eifrig oder spöttisch entgegen trittst, sondern freundlich und nachsichtig sollst du ihn ermahnen und darüber belehren, wie ein Christ leben muß. Sollte er dich dann tödten, nun so stirbst du für die Wahrheit, wie Sankt Johannes der Täufer, und wirst ein Märtyrer um Gottes willen, der ja die Wahrheit selber ist.

Wer ein Bürger ist, soll Gott herzlich loben und ihm danken, daß er nicht von hoher Abkunft oder reich ist, sondern daß Gott ihn in den Stand gesetzt hat, in dem er sein Brot verdienen kann, wie es sich für den Christen geziemt. Jedoch soll er nicht hierauf vertrauen, als ob er darum besser wäre als andere Leute; denn wenn er in dem Einen Punkte, nämlich in Betreff der Arbeit, Gottes Gebot hält, so hält er es in andern nicht und hat stets Ursache demüthig zu bleiben.

Gott hat die Verschiedenartigkeit der Arbeit eingerichtet, um Liebe unter den Menschen zu erwecken und gegenseitige Hilfeleistung, wie denn der Bäcker des Brauers und der Brauer des Bäckers bedarf. So thue nun ein Jeder seine Arbeit mit festem Vertrauen auf Gott und in dem sichern Glauben, daß er Gott dadurch in Christo angenehm ist. Auch wenn ihr baldigen Tod vor Augen hättet, solltet ihr in demselben Vertrauen noch standhaft weiter arbeiten. Sehet aber zu, daß Niemand aus Geldgier oder Genußsucht und um guter Tage willen arbeite: denn arbeitet ihr in solcher Gesinnung, so ist es Gott nicht wohlgefällig, sondern Sünde. Kommt ihr aber zu Reichthum, ohne daß ihr ihn ängstlich suchet, so sollt ihr Gott dafür danken und ihn zu seiner Ehre verwenden. Aber ihr sollt es

nie eure Hauptsorge sein lassen, reich zu werden. Wer reich wird, sei nicht stolz darauf, und wer arm wird, gräme sich deshalb nicht, sondern thue einfach seine Arbeit und lasse es Gott anbefohlen sein, ob er ihn reich oder arm werden läßt, wie es für ihn am besten ist.'

Was ihr besitzt, sollt ihr nicht unnütz durchbringen mit kostbaren Bauten, theuren Kleidern und mit Prassen. Denn was ihr so unnütz durchbringt, das stehlt ihr Gott und den Armen. Auch dürft ihr nicht nach Gutdünken das, was ihr besitzt, mißbrauchen. Kleidet euch, esset und trinket, wie des Landes Sitte in eurem Stande ist. Das ist nicht gegen das Evangelium. Nie dürft ihr um zeitlicher Güter willen lügen oder irgend etwas thun, das Gott verboten hat. Ihr sollt Abends nicht rechnen, wieviel Geld ihr gewonnen, sondern wieviel Gutes ihr im Tage versäumt und verloren habt. Ihr sollt Arme, die euch schuldig sind, nicht anfallen oder Andre vor Gericht ziehen; das ist Sünde, wie Christus Matth. 5 sagt: „Wer euch auf die eine Wange schlägt, dem bietet auch die andere dar, und wer mit euch rechten und euren Rock nehmen will, dem gebt auch noch den Mantel." Ihr sollt bei der täglichen Arbeit Gottes gedenken und ein kurzes Gebet sprechen und die Arbeit willig thun, weil

Matth. 5, 39—46.

Gott sie als Strafe im Paradiese eingesetzt hat. Seid allezeit von Herzen fröhlich und freundlich mit Weib, Knecht und Magd.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wie die Reichen leben sollen; eine Unterweisung nach dem Evangelium.

Wer reich ist und von seinen Renten lebt, möge zunächst bedenken, daß er sein Gut nicht verwenden darf wie er will, da er nur ein Haushalter ist. Gott hat es ihm gegeben, nicht daß er es verprassen, verbauen oder aus Hoffart an köstliche Kleider legen oder verspielen soll — denn es gehört den Armen ebenso gut wie ihm. Bringt er es durch mit Prassen und dergleichen, so soll er vor Gottes Gericht davon Rechenschaft geben, wie denn nach Lukas Kapitel 16 der Reiche, welcher sein Gut mißbrauchte, verdammt wurde. Darum sehe man wohl zu, weil Alles, was überflüssig verausgabt wird, den Armen

Luk. 16, 19—31.

gestohlen ist. „Wenn wir,“ sagt Paulus zu seinem
1. Tim. 6, 8. Jünger Timotheus im 6. Kapitel des ersten Briefes, „Nahrung und Kleidung haben, so sollen wir uns genügen lassen.“ In der That bedarf unser Leib nicht viel.

Wer aber so in Wollust und Prassen lebt, der ist kein Christ, denn er beraubt seine Brüder und eigenen Glieder; das thun die Heiden, die ohne Hoffnung auf das ewige Leben doch wenigstens hienieden Freude, Ehre und Ansehen bei der Welt haben wollen. Ein Christ aber soll das zeitliche Gut nicht lieben, sondern es gebrauchen, soweit er seiner bedarf, und Gott, dem es doch zugehört, dafür danken. Je reicher ihr seid, um so sorgfältiger müßt ihr darin sein, weil euch dann mehr als Anderen von Gott zu verwalten gegeben ist. Reichthum an sich ist nicht vom Uebel — sind doch auch Abraham, Isaak, Jakob, Hiob und David reich gewesen —, aber ihn mißbrauchen ist Sünde.
Jak. 5, 1 f. Von solchen Reichen spricht Sankt Jakobus im 5. Kapitel: „O ihr Reichen, schreiet und heulet nur über euer Unheil, euer Reichthum ist hin.“ In demselben Kapitel tröstet er die Armen, daß sie geduldig sein möchten im Hinblick auf Gottes Nahesein. Bei den Reichen liegt die Gefahr vor, daß sie den Reichthum statt des ewigen Lebens erhalten

haben. Denn gleichwie Abraham seine unehelichen Kinder zwar mit Gut bedachte, aber von seiner Erbfolge ausschloß, so giebt Gott denjenigen, die sein ewiges Leben nicht erben sollen, manchmal Reichthum oder Vortheile hienieden, und findet sie damit ab. Darum soll der Reiche nicht stolz sein auf seinen Besitz, sondern vielmehr betrübt und in Sorge, ob er vielleicht nichts mehr von Gott empfangen solle. So schreibt Sankt Paulus seinem Jünger Timotheus im 6. Kapitel des ersten Briefes: „Gebiete den Reichen, daß sie nicht auf ihren unsicheren Reichthum vertrauen;" denn er gehört nicht ihnen, sondern den Armen, denen sie ihn vorenthalten, und Gott hat ihn nicht gegeben, damit sie hoffärtig sein und die Herren spielen sollen, sondern damit sie Andern dienen und die Armen unterstützen, z. B. arme Mädchen ausstatten, oder junge Leute ein Handwerk lernen lassen und da, wo es noth thut, geben oder leihen. Das lehrt uns Sankt Johannes im 3. Kapitel seines ersten Briefes: „Wer dieser Welt Güter hat und seinen Bruder darben sieht und sein Angesicht von ihm abwendet — wie bleibt in dem die Liebe Gottes?" Und Paulus Hebr. 13: „Den Armen Gutes zu thun vergesset nicht."

1.Tim.6,17.

1.Joh.3,17.

Hebr. 13, 2, 16.

Dagegen könnte Einer sagen: es ist mein eigen

Gut, ich habe es rechtmäßig erworben; warum sollte ich nicht damit thun dürfen, was ich will? — Das ist eben nicht wahr, daß du es erworben hast: Gott hat es dir geliehen und hat dich nicht zum Herrn darüber gemacht, der es gebrauchen könnte wie er will, sondern zum Verwalter, auf daß du es gebrauchest wie er selbst will und wie das Evangelium Matthäus 25 es lehrt: „Was ihr dem Geringsten unter den Brüdern thut, das thut ihr mir."

Matth. 25, 40.

Wer also den Armen Gutes thut, der thut es Gott, und wer den Armen ein Leid anthut, der thut es Gott an. Darum sollen die Reichen sich sehr hüten vor irgend welchem Ueberfluß in Essen oder Trinken, oder sonstigem Aufwand, weil sie das Alles den Armen entziehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Von zweierlei Regiment, dem geistlichen und dem weltlichen.

Zunächst müssen wir das weltliche Recht und Schwert wohl gründen, damit Niemand daran zweifle, es sei durch Gottes Willen und Ordnung in der Welt. Die Schriftstellen, welche es begründen, sind diese: Römer 13: „Ein Jeglicher sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es giebt keine Gewalt, sie sei denn von Gott, und wer derselben widersteht, der widersteht Gottes Ordnung." Dann sagt Petrus im 2. Kapitel seines ersten Briefes: „Seid unterthan aller menschlicher Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige als dem Obersten, oder den Hauptleuten als seinen Stellvertretern, von ihm gesandt zur Rache an den Uebelthätern und zum Lob allen Guten."

Röm. 13, 1 f.

1. Petr. 2, 13 f.

Dieses Recht des Schwertes, wie die Obrigkeit es hat, ist von Anfang an gewesen. Als Kain seinen Bruder Abel erschlug, fürchtete er sehr,

man möchte ihn wieder tödten — er würde sich nicht davor gefürchtet haben, wenn er nicht von Adam gehört hätte, daß man die Mörder tödten sollte. Nach der Sündfluth ist dies von Gott wieder bestätigt worden nach 1. Mose 9: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wiederum vergossen werden." Dann ist dieselbe Bestimmung durch 2. Mos. 21 getroffen worden: „Wer Jemand absichtlich tödtet, den sollt ihr von meinem Altare reißen, damit er getödtet werde." Dasselbe Gesetz gebietet auch: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Fuß um Fuß u. s. w.

1. Mos. 9, 6.

2. Mos. 21, 12; 23—25.

Auch Christus bestätigt es, wenn er zu Petrus im Garten spricht: „Wer mit dem Schwerte schlägt, der soll durch das Schwert umkommen". Es ist also offenbar Gottes Wille, daß das weltliche Schwert und Gericht da sei zur Bestrafung der Bösen und zum Schutze der Guten, zur Erhaltung des allgemeinen Friedens in der Christenheit und der brüderlichen Liebe.

Matth. 26, 52.

Dagegen scheint nun aber sehr das Wort Christi bei Matthäus im 5. Kapitel zu streiten: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn — ich aber sage euch, ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern die linke Wange hinhalten, wenn euch Jemand auf

Matth. 5, 38 f.

die rechte schlägt. Wer mit euch rechten will um den Rock, dem laßt den Mantel noch dazu, und wer euch zwingt, eine Meile zu gehen, mit dem gehet lieber zwei." In demselben Kapitel sagt Christus noch: „Liebet eure Feinde, thut wohl Denen, die euch hassen; denn wenn ihr nur Diejenigen liebet, die euch lieben — was ist das Großes? thun die Heiden das nicht auch?" So schreibt auch Sankt Paulus an die Römer im 12. Kapitel: „Liebe Brüder, rächet euch nicht selber, sondern gebt Raum dem Zorne, denn es stehet geschrieben: die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." Endlich heißt es 1. Petri 2: „Niemand vergelte Böses mit Bösem, noch Scheltwort mit Scheltwort" u. s. w. Diese und ähnliche Stellen erwecken den Anschein, als ob es den Christen im Neuen Testament verboten wäre, von dem weltlichen Schwerte Gebrauch zu machen.

Matth. 5, 44 ff.

Röm. 12, 19

1. Petr. 2, 20.

Um dies zu verstehen, müssen wir zunächst bedenken, daß es in der Welt zweierlei Menschen giebt. Die Einen gehören zum Reiche Gottes, die Andern zum Reiche der Welt. Die zum Reiche Gottes gehören sind Alle gläubige Menschen in Christus und unter Christus, der ja König und Herr im Reiche Gottes ist, wie der zweite Psalm und überhaupt das ganze Alte und Neue Testament

Ps. 2, 6.

lehrt. Darum ist er auch in die Welt gekommen, um Gottes Reich in ihr zu stiften und zu beginnen, wie er zu Pilatus sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt; wer aber aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme.“ Und an anderer Stelle bei Markus Kap. 1: „Bessert euch, das Reich Gottes ist nahe;“ bei Matth. 6: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“ u. s. w. Er nennt auch sein Evangelium ein Evangelium vom Reiche Gottes, weil es das Reich Gottes lehrt, regiert und erhält.

Joh. 18, 36 u. 37.

Mark. 1, 15.

Matth. 6, 33.

Wer nun so im Glauben und in der Liebe steht, der bedarf nicht des weltlichen Schwertes oder Gerichts. Wäre die ganze Welt recht christlich, das heißt recht gläubig, so hätte man weder Fürsten, Könige und Herren, noch Schwert und Gericht nöthig. Haben doch alle wahren Christen den heiligen Geist im Herzen, der sie belehrt, daß sie Niemand Unrecht thun, alle Menschen lieben und von Anderen lieber Unrecht, selbst den Tod erleiden sollen. Wo kein Unrecht geschieht, ist auch keine Zwietracht, noch Haß, noch Neid, noch Parteiung, und es bedarf weder des Gerichts, noch der Strafe. Darum ist es unmöglich, daß unter wahren Christen das weltliche Schwert etwas zu thun finden sollte, da sie ja von selbst schon viel mehr leisten

als alles Recht und alle Unterweisung ihnen zeigen kann. Schreibt doch Paulus an Timotheus im 1. Kapitel des ersten Briefes: „Für die Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern für die Ungerechten.“ Das Urtheil und Recht des Christen leistet und fordert aber mehr als alle andern Rechte, weil es aus dem heiligen Geiste kommt, der des Christen Herz einnimmt, während die Ungerechten von selbst nicht recht handeln und deshalb des Gerichts bedürfen, das sie lehret und zwinget recht zu handeln. Ein guter Baum bedarf nicht der Belehrung, wie er gute Früchte bringen soll; in seiner Natur liegt es, daß er ohne Weiteres Früchte seiner Art trägt und immer wieder hervorbringt. So ist auch der Christ durch den heiligen Geist und den Glauben so geartet, daß er alle Dinge recht thut, besser als alle Gebote und Rechte ihn lehren können, so daß er für sich selbst kein Gesetz bedarf. Wenn nun Jemand fragen sollte, warum denn Gott im Alten und Neuen Testament soviel Gebote gegeben habe, so antworte ich mit Paulus, daß nicht den Gerechten Gebot oder Gesetz gegeben ist, sondern den Ungerechten, das heißt denen, die noch keine Christen sind. Weil Keiner von Natur ein Christ und gut ist, so hindert Gott die Menschen durch das Gesetz, ihre Bosheit äußer-

1.Tim. 1,9.

lich mit den Werken hervortreten zu lassen, wie ihr böser Wille das wohl thun möchte.

Außerdem ertheilt der Apostel Paulus dem Gesetz noch eine andre Aufgabe zu, nämlich die, zur Erkenntniß der Sünde zu führen — eine Erkenntniß, durch welche der Mensch gedemüthigt und, wie vorhin gezeigt, zur Gnade und zum Glauben an Christus geführt wird.

Endlich gehören zum Reiche der Welt und deshalb unter das Gesetz alle Diejenigen, welche keine Christen sind. Unter dasselbe gehören auch die schlechten Christen, die nur die Lust der Welt suchen und Christen heißen, ohne es zu sein. In Anbetracht nun, daß es so wenig wahre Christen giebt und so viele schlechte Menschen, hat Gott für diese Letzteren außerhalb des Christenstaates und Gottesreiches ein andres Regiment gegeben und sie dem Schwerte, das heißt dem weltlichen Rechte unterworfen, auf daß, wenn sie es auch gern möchten, sie doch ihre Bosheit nicht ausführen und von Furcht erfüllt bleiben sollen. Gleichwie man ein böses wildes Thier mit Ketten und Stricken befestigt, so daß es nicht beißen noch schlagen kann nach seiner Art, wie gern es auch möchte, während ein zahmes Thier deß nicht bedarf, da es auch ohne Ketten und Bande keinen Schaden

thut. Wäre das nicht also, dann würden — da ja ungleich mehr böse als gute Menschen in der Welt sind — die Einen die Andern verschlingen, so daß Niemand mehr Weib und Kind unterhalten, noch Gott dienen würde, und die Welt wüste werden müßte.

Darum hat Gott dieses zwiefache Regiment geordnet, das geistliche, welches Christen und gute Menschen durch den heiligen Geist macht unter dem Könige Christus — und das weltliche, welches die Unchristen und bösen Menschen zwingt, äußerlich Frieden zu halten und zahm zu sein gegen ihren Willen. Das ist auch nach Paulus die Bedeutung des weltlichen Schwertes, wenn er Römer 13 sagt: „Die Obrigkeit ist nicht da für die Guten, daß sie sich fürchten, sondern für die Bösen, daß Rache an ihnen geübt werde." Wollte nun aber Jemand die Welt, das heißt die Bösen, allein nach dem Evangelium regieren und von allem weltlichen Recht und Schwert absehen und sagen: Sie sind als Christen getauft und unter Solchen ist ja das weltliche Schwert nicht von nöthen — so müßte man ihm antworten: Es ist freilich wahr, daß die wahren Christen deß nicht bedürfen; aber fülle du erst die Welt mit wahren Christen an, ehe du sie nach christlicher und evangelischer

Röm. 13, 3 ff.

Weise regierst. Das würde ihm allerdings schwer fallen. Und wie man ein allgemeines christliches Regiment nicht über die Welt führen kann, so nicht einmal über eine Landschaft oder eine größere Gemeinschaft überhaupt, weil die Bösen immer weit überwiegen. Es wäre das, als wenn man in Einen Stall Hirsche, Wölfe, Löwen und Schafe zusammenbrächte und sie frei sich bewegen ließe — wie lange würden die wohl Frieden halten, und wie lange sollten wohl die armen Schafe am Leben bleiben?

Darum muß man beiderlei Regiment bestehen lassen: das geistliche, weil es die Seligkeit bringt, das andere, weil es den Frieden erhält. Das eine ohne das andere genügt nicht in der Welt. Wo das weltliche allein herrscht, kann nichts als Heuchelei sein, weil Niemand selig werden kann, der nicht den heiligen Geist im Herzen hat. Wo aber das geistliche allein regiert, da wird der Bosheit der Zaum gelöst und Raum gegeben, alles Ueble zu vollbringen. Die Welt kann das geistliche Regiment nicht verstehen, weil es blos mit dem Schwerte des Geistes, mit Gottes Wort, kämpft.

Nun seht ihr wohl, was die obigen Worte Christi besagen wollen: daß der Christ nicht vor Gericht gehen und dem Bösen nicht widerstehen soll.

Er sagt das eigentlich allein von seinen lieben Christen, und die handeln auch allein darnach; denn sie sind im Herzen so durch den heiligen Geist beschaffen, daß sie Niemand Böses thun und von Jedem gern Druck und Böses leiden. Wären nun alle Menschen Christen, so würden Alle dieses Gebot halten. So aber gehen ihnen die Worte Christi nicht zu Herzen und sie handeln nicht darnach. Deshalb gehören sie unter das andre Regiment, mittels dessen man die Unchristen äußerlich zwingt, Friede zu halten und gut zu leben.

Darum hat auch Christus kein Schwert geführt und in seinem Reiche keins eingesetzt. Denn er ist ein König über Christen und regieret ohne Schwert und ohne äußerliches Gesetz und Regiment allein durch seinen Geist in den Herzen. David durfte Gott keinen Tempel bauen, weil er Blut vergossen hatte — nicht als ob er darin unrecht gehandelt hätte, sondern weil er kein Vorbild Christi sein konnte, der ohne Schwert ein friedsames Reich haben sollte.! Dagegen hat Gott Salomo den Auftrag gegeben, der ein friedsames Reich hatte, wie dies schon sein Name bedeutet — denn Salomo heißt auf deutsch „friedreich" oder „friedsam" — ein Reich, welches das Friedensreich des wahren Salomos, nämlich Christi, vorbilden konnte. Ferner hörte

man beim ganzen Bau des Tempels Gottes keinen Schlag von Hammer oder Beil u. drgl., wie 1.
1.Kön.6,7. Könige 6 steht — ein Vorzeichen, daß Christus ohne Zwang, ohne Gebote und ohne Schwert in seinem Reiche ein freiwillig gehorsames Volk haben würde. Das hatte der Prophet Jesaias zuvor ge-
Jes. 11, 9. sagt: „Sie sollen weder tödten noch Schaden anrichten auf meinen Gassen und auf dem heiligen
Jes. 2, 4. Berge;“ und im 2. Kapitel: „Sie werden aus ihren Schwertern Pflugscharen und aus ihren Lanzen Sicheln machen, und Niemand wird gegen den Andern ein Schwert erheben oder streiten.“ Diese und ähnliche Worte gelten nicht von Allen, die Christi Namen führen, sondern allein von Denen, die auch seinen Geist haben, das heißt von allen wahren Christen, die sicher mit einander so verfahren werden.

Nun könnte Jemand fragen: Wenn also die Christen das weltliche Recht und Schwert nicht nöthig haben, warum lehrt dann Sankt Paulus alle Christen, daß ein Jeder der Gewalt und der
Röm. 13, 1. Obrigkeit unterthan sein soll (Röm. 13)? und warum
1. Petr. 2, 13. thut Sankt Petrus (1. Petri 2) dasselbe? — Ich habe nachgewiesen, daß die Christen untereinander weder Schwert noch Recht bedürfen. Aber der Christ lebt auf Erden nicht um seiner selbst willen, sondern um seines Nächsten willen, und so thut er

auch, getrieben durch den Geist, der in ihm herrscht, nichts eifriger, als was für seinen Nächsten nützlich und nöthig ist. Da nun aber das Schwert gar nützlich ist für alle Welt um Friede zu halten, die Sünder zu strafen und die Bosheit zu verhindern, so stellt sich ein Christ auf das bereitwilligste unter das Regiment des Schwertes, zahlt seine Abgaben, ehrt die weltliche Obrigkeit, dient und hilft und thut was er kann, um die Obrigkeit zu fördern und sie geehrt und gefürchtet zu erhalten, obwohl sie nicht ihm, sondern nur seinem Nächsten von Vortheil ist. Macht doch das Evangelium den Christen zum Diener Aller. Auch Christus gab den Zinsgroschen, obwohl das nicht nöthig war — weil er die Obrigkeit nicht verachten und den Menschen keinen Anstoß geben wollte, wie Matthäus im 17. Kapitel zeigt. Je weniger ihr der weltlichen Ordnung bedürft, um so viel mehr sollt ihr Denjenigen dienen, die nicht so fest im Glauben sind wie ihr, und die ihrer noch bedürfen. Wenn ihr selbst nicht bedürft, daß man euren Feind strafe, sondern bereit seid, Unrecht zu leiden, so mag doch euer Nächster, der noch schwach ist, dessen bedürfen, und ihr seid gehalten, ihm dazu zu verhelfen, daß er Ruhe habe und daß sein Feind gestraft werde. Das kann nur geschehen, indem man die weltliche Macht in

Matth. 17, 24 ff.

Ehren und in Furcht erhält. Christus sagt nicht: Ihr sollt der Macht nicht dienen oder unterthänig sein, sondern er sagt: Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, das heißt, euch so verhalten, daß ihr geduldig seid und das weltliche Recht nicht bedürft; aber das weltliche Recht bedarf euer, ihr sollt ihm helfen und dienen.

So ist also die Unterwerfung unter die weltliche Ordnung ein Werk der Liebe. Der Christ tritt damit gänzlich in den Dienst seines Nebenmenschen, er sucht damit nicht sein eigenes Leben, seine Ehre und sein Gut zu beschützen, sondern nur, wie er seinem Nächsten nützen und beistehen mag. Wie Paulus 1. Cor. 13 schreibt: „Die Liebe sucht nicht das Ihre.“ Ihr sollt aber die Ordnung halten nicht in der Absicht, Böses mit Bösem zu vergelten, sondern nur aus Liebe, zur Erhaltung und zum Schutze des Friedens in der ganzen Christenheit und zum Nutzen eures Nächsten, nicht um euch selbst zu rächen. Denn was euch selbst angeht, so bleibt ihr beim Evangelium und haltet und richtet euch nach Christi Wort, so daß ihr gern die andere Wange hinhaltet und den Mantel noch mit dem Rocke fahren laßt, wenn es euch angeht. So läßt sich Beides vereinigen: ihr könnt zugleich Gottes und der Welt Reich unterthänig sein, dem einen

1. Cor. 13, 5.

innerlich, dem andern äußerlich; ihr könnt Böses und Unrecht leiden und es doch strafen, ihr könnt dem Bösen nicht widerstehen und ihm doch widerstehen. Ihr braucht dabei nur zu unterscheiden zwischen dem, was euch selbst, und dem, was euren Nächsten angeht. Was euch und euer Gut angeht, so haltet ihr das Evangelium, sofern ihr das Unrecht leidet und dem Bösen nicht widersteht; was aber euren Nächsten angeht, so thut ihr, was die Liebe gebietet, und widerstehet dem Unrecht, das eurem Nächsten geschieht, wie dies auch das Evangelium nicht verbietet, sondern vielmehr gebietet.

Auf diese Art haben das Schwert geführt viele Heilige von Anbeginn der Welt, wie das Buch der Schöpfung im 14. Kapitel von Abraham berichtet, der Loth, seines Bruders Sohn, befreite und die vier Könige erschlug, ob er wohl ein heiliger Mann war. So hat auch der Prophet Samuel den König Agag erschlagen, wie 1. Sam. 15 geschrieben steht, und Elias nach 1. Könige 18 die Baalspriester. So haben endlich Moses, Josua, die Kinder Israel, Simson, David und Andere im Alten Testament das Schwert geführt.

1. Mos. 14.

1. Sam. 15, 33.

1. Kön. 18, 40.

Wendet nun Jemand ein: Das Alte Testament ist jetzt aufgehoben und gilt nicht mehr, deshalb haben auch jene Beispiele für uns keine Bedeutung

1. Cor. 10, 1—4. — so ist dagegen mit Paulus 1. Cor. 10 zu antworten: das ist nicht der Fall, denn sie haben dieselbe Speise gegessen und denselben Trank aus dem Fels, nämlich aus Christus, getrunken wie wir, das heißt sie haben denselben Glauben an Christum gehabt und sind gerade so gut Christen gewesen wie wir. Wenn also sie darin recht gehandelt haben, so können auch alle Andern darin recht handeln vom Anfang der Welt bis zum Ende, denn Zeit und äußere Verhältnisse machen keinen Unterschied unter den Christen. Ferner ist es auch nicht wahr, daß das Alte Testament in der Art aufgehoben sei, daß man durch seine Beobachtung sündigte, sondern nur in der Art, daß es frei steht, dasselbe zu halten oder nicht, und daß der Verlust der Seligkeit nicht mehr wie einst damit verbunden ist. Wo aber die brüderliche Liebe es verlangt, da muß man es halten, wie auch Paulus seinen Jünger Timotheus beschnitt, nicht als ob er dazu verpflichtet gewesen wäre, sondern um den hartnäckigen Juden darin Genüge zu thun, damit er sie desto eher zum Christenthum herüber zu ziehen vermöchte. Und so verhält es sich auch mit den übrigen derartigen Stücken des Alten Testaments: es ist weder Sünde sie zu halten, noch sie zu unterlassen — wenn aber Jemand sie hält, so soll er sie also halten, daß er nicht wie

die Juden sein Vertrauen darauf setzt, als ob er dadurch besser wäre als Andre, sondern allein im Auge hat, was seinem Nächsten noth thut. Denn die Liebe sieht nicht darauf, ob alt oder neu, sondern nur, ob es dem Nächsten nützlich ist.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Was das Evangelium vom Amte der Bürgermeister, Richter, Schulzen u. s. w. lehrt.

Das Evangelium ist für alle Menschen geschrieben, und es giebt keinen Stand in der Welt, der nicht aus ihm lernen könnte, wie er leben soll. Niemand, sei er auch Herzog oder Graf, meine, daß er dem Evangelium nicht zu folgen brauche, denn es ist aller Creatur, das heißt allen Menschen gepredigt. Giebt es doch vor Gott keinen Unterschied des Standes oder der Geburt, wie wir denn auch in der Taufe Alle dasselbe gelobt und Eine Regel angenommen haben, nämlich die Lehre

des Evangeliums, nach der wir stets unser Leben einrichten müssen.

Wollen nun die hohen Herren nach dem Evangelium leben, so müssen sie vorerst Zweierlei halten: Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, und müssen wissen, wann sie die eine und wann die andere Tugend sollen walten lassen. Führet euer Amt so, daß ihr das Recht und die Unschuld bereitwillig in Schutz nehmt und mit dem weltlichen Rechte dem Evangelium zu Hilfe kommt, indem ihr offenbares Unrecht bestraft, damit die Guten unter eurem Schutze frei seien von Dieben und Mördern und jeglicher Bedrückung. Thut ihr das, so seid ihr Diener Gottes. Nur hütet euch davor, daß ihr nicht etwa bei solchen Urtheilen euch selber rächet, oder aus Gunst ein Urtheil sprechet, welches dem Evangelium entgegen wäre. Es wäre nicht übel, wenn man heutzutage das Gebot beobachtete, welches der Kaiser Theodosius gegeben hatte: es solle Niemand zum Tode geführt werden, wenn er nicht wenigstens dreißig Tage gefangen gesessen hätte; so gab man ihm Gelegenheit, sich zu rechtfertigen, und den Richtern, ein besonnenes Urtheil zu fällen.

Andrerseits, wenn Einer in der Gemeinde ist, der aus Unglück etwas Uebles gethan hat, sonst aber recht lebt und guten Ruf hat, so mag der

Richter ihm wohl ohne Sünde gegen das Recht helfen und ihn freilassen. Hat doch selbst das Gesetz des Moses diesen Unterschied gemacht, daß man Den nicht tödten solle, der ohne Absicht Todtschlag begangen habe, wie 5. Mos. 19 steht, daß Moses drei Städte bestimmte, in welche ein solcher Todtschläger flüchten durfte. Wie viel mehr sollen dann wir demjenigen behilflich sein, der aus Unglück dem Gerichte anheimgefallen ist, wir, die wir nach dem Evangelium leben und unsere Feinde lieben sollen. In solchem Falle können die Richter ohne Furcht vor Sünde Barmherzigkeit beweisen und dem Beispiele Christi Joh. 8 folgen. Denn das weltliche Recht soll dem Evangelium dienen und nicht entgegen sein. Eher müßte das weltliche Recht weichen und zu nichte werden, als daß etwas gegen das Evangelium geschähe — muß man doch, wie Sankt Petrus uns im 5. Kapitel der Apostelgeschichte lehrt, Gott mehr gehorchen als den Menschen. Was aber ein Richter ohne Sünde in des Nächsten Sache thun kann, das kann er darum nicht ohne Sünde in seiner eigenen thun, weil Niemand das Unrecht, welches ihm widerfahren ist, rächen, noch um des eigenen Vortheils willen dem Bruder beschwerlich fallen darf.

5. Mos. 19, 2.

Joh. 8, 1—11.

Ap.-Gesch. 5, 29.

Die Richter dürfen beim Urtheil Reichthum oder

Gunst von Freunden nicht ansehen, wie das schon
1.Jes.1,23. Jesaias im ersten Kapitel mit den Worten straft:
„Eure Fürsten sind Diebsgesellen, sie nehmen gern
Geschenke und trachten nach Gaben; Wittwen und
Waisen beschirmen sie nicht.“

Die Herren sollten alle üblen Gewohnheiten
abstellen, sie sollten sich insbesondere bemühen,
daß Burschen, die bei Verstand sind, nicht betteln
gingen, weil daraus viel Schlimmes kommt; man
sollte dieselben, wie oben gesagt, ein Handwerk
lernen lassen. Es giebt im weltlichen Recht ein
Gesetz, welches solchen Leuten das Betteln ver-
bietet. Da das ein gutes Gesetz und keineswegs
gegen das Evangelium ist, so nimmt es mich Wun-
der, daß die weltlichen Herren dasselbe nicht durch-
führen. Sie sollten die Reichen dazu bestimmen,
daß diese die armen Burschen ein Handwerk ler-
nen ließen, damit sie nicht auf den Bettelsack ver-
fielen. Sie sollten auch eine Einrichtung treffen,
damit die Armen, welche nicht mehr arbeiten kön-
nen, und die Kinder und alten Leute nicht gezwun-
gen wären von Thür zu Thür zu gehen. Etwa
in der Art, daß man drei oder vier Ehrenmänner
in jeder Gemeinde auswählte, die dann aus einer
gemeinschaftlichen Kasse, wie jetzt aus dem Armen-
kasten, jede Woche diesen Armen soviel zahlten, wie

sie für ihren Unterhalt nöthig haben, genau nach der Zahl der Armen. Man sollte die Reichen auffordern, einer solchen gemeinsamen Kasse ihre Almosen, auch Vermächtnisse und Geschenke zuzuwenden. Wenn man Mittel hat, fette Abteien zu gründen, oft nur um Buben und Dirnen zu ernähren — wie sollte man denn nicht auch Mittel finden, um ein so heilsames und so sehr mit dem Evangelium übereinstimmendes Werk zu thun? Für solche Arme müßte man auch Wohnungen beschaffen, wie man Hospitäler hat, in schöner Lage, nicht beengt, etwa vor der Stadt, und einen Mann bestellen, der alle Tage zu ihnen redete, sie in ihrer Armuth tröstete und sie das Wort Gottes lehrte. Das wäre eine treffliche, heilsame und Gott sehr wohlgefällige Einrichtung.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von Schatzungen und Abgaben, die die Herren einsetzen. Wie man sich dabei nach dem Evangelium zu verhalten hat.

Als Sankt Paulus die Heiden zum christlichen Glauben bekehrt hatte, meinten diese, sie wären nun, weil Gott ihr Herr geworden, von weltlichen Herren frei und brauchten den weltlichen Herren weder Ehre zu erweisen, noch Tribut und Abgaben zu zahlen. Das tadelt Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes und schreibt ihnen ungefähr Folgendes: Indem Gott euch durch Christum seinen Sohn von Sünden und Teufels Gewalt erlöst hat, sollt ihr nicht meinen, ihr wäret nun in der Weise von dem Dienste der weltlichen Herren frei, daß ihr euren Königen und Herren nicht gehorsam zu sein brauchtet; denn der Dienst, den ihr diesen leistet, hindert euch nicht

Röm. 13,19.

selig zu werden, sondern schadet euch höchstens am Leibe und, sofern sie Schatzungen vornehmen, am zeitlichen Gute. Darum sollt ihr gegen die Vorgesetzten nicht murren oder widerspenstig oder aufrührerisch sein, wären sie auch von noch so üblem Lebenswandel — damit ihr ihren Zorn nicht noch mehr erregt und sie die Christen nicht noch schlimmer bedrücken. Seid stets darauf aus, durch Geduld und Duldsamkeit Anderen ein gutes Beispiel zu geben und die Herren von ihrem bösen Leben abzubringen. Wer also von euch Tribut und Abgaben fordert, dem gebt sie. Ihr sollt in alledem den Herren gehorsam sein, um sie, wenn es Heiden sind, zum Christenglauben hinüber zu führen.

Das ist die Unterthänigkeit, welche Paulus in dem bezeichneten Kapitel fordert. In dieser Art ist Christus selbst den weltlichen Herren unterthan gewesen und hat für sich und Sankt Peter den Zinsgroschen gezahlt — nicht als ob er dazu verpflichtet gewesen, sondern, um keinen Anstoß oder Unruhe zu erregen (Matth. 17).

Matth. 17, 25—27.

Das mögen alle Christen sich merken und sich hüten zu murren, wenn man ihnen Schatzungen auferlegt. Verlangt man nichts von ihnen, so sind sie auch nichts schuldig, wie Christus selbst den Zoll nur zahlte, wenn man ihn von ihm verlangte.

Andrerseits sollen aber auch die Herren sich davor hüten, ihre Unterthanen zu bedrücken; denn Gott wird sie strenge zur Rechenschaft ziehen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Was vom Krieg und Kriegsdienst zu halten sei, und ob man ohne Sünde Krieg führen könne.

Wenn Krieg und Kriegsdienst in rechter Weise zugeht, so ist es ein Werk der Gerechtigkeit und Liebe. Gerechten Grund Krieg zu führen bietet dem Herrscher die Beschirmung seiner unschuldigen Unterthanen und die Bestrafung der Uebelthäter. Da er das nun nicht allein durchführen kann, so bedarf er dazu der Kriegsleute. Wenn er diese beruft, so müssen sie ihm gehorsam sein in starkem Glauben und Mitleid mit den Bedrückten, wie ein guter Richter sein Amt führen wird, und werden denken: Herr, du weißt, daß

ich vor dir viel mehr Uebles gethan habe, als Diese, über die ich Strafe ergehen lassen muß; aber da ich von meinem Vorgesetzten dazu berufen werde, dem ich nach deinem Willen gehorsam sein soll, so will ich ihm wie dir gerne gehorsam sein und der Gerechtigkeit zu dienen suchen. Ich stelle es in deinen heiligen Willen, ob du uns Sieg geben willst oder nicht und zweifle nicht, es wird dir wohlgefallen, daß ich die Bedrückten beschirmen und die Bösen züchtigen helfe. Aber gieb ihnen, o Herr, die rechte Erkenntniß und bekehre sie zu deinem Ruhme.

Seht, das heißt christlich Krieg führen, und darum hat auch Sankt Jacobus das Kriegführen an sich nicht verboten, sondern nur den Mißbrauch desselben. Ueber diesen Gegenstand ist ein köstlicher Sermon gedruckt, in dem ihr ausführlicher lesen könnt, wie man in christlicher Weise Krieg führen kann.

Wenn ein Land oder eine Stadt belagert oder vergewaltigt und der Friede gestört wird, und man den Unterthanen Gewalt anthut, so ist der Herr des Landes verpflichtet, aus brüderlicher Liebe seinen Unterthanen zu helfen und die Bösen zu strafen, indem er selbst sein Leben für sie einsetzt. Aber er soll sich wohl hüten, es nicht zu thun um eigene Beleidigung zu rächen oder um sein Land zu vergrößern, sondern nur, um seine Unterthanen zu

beschirmen. Wenn er so das gräuliche Kriegswerk aus Liebe führt, so mag das in christlicher Weise geschehen. Er denke auch allzeit daran, daß über ihm im Himmel noch ein König ist, vor dem Jeder am jüngsten Gericht Rechenschaft ablegen muß, auch von dem Geringsten, was er gedacht oder gethan hat, sei er König oder Kaiser, Papst oder Kardinal, adelig oder unadelig, jung oder alt. Wir haben viele Beispiele von Abraham, David u. A., die heilige Kriege geführt haben.

Dreißigstes Kapitel.

Wie Knechte, Mägde und Arbeiter leben sollen.

Ihr Knechte und Mägde, die ihr um Lohn euren Herren dient, sollt diesen getreu sein wie euch selbst und allezeit so sehr auf eurer Herren Nutzen bedacht sein, als handle es sich um euren eigenen. Ihr sollt euren Dienst nicht allein thun um des zeitlichen Lohnes willen — könnt ihr

doch im Dienste Gott ebenso wohlgefällig sein, als wenn ihr frei wäret und in der Kirche betend auf den Knieen läget.

Thut allen Dienst im Glauben und in der Liebe Gottes, indem ihr also denket: Lieber Herr Gott, ich danke dir, daß du mich nicht reich gemacht hast; ich bin mit meinem Stande wohl zufrieden und will gern um deinetwillen allen Menschen dienen; ich danke dir auch, daß du mich würdig erachtet hast, etwas für dich zu leiden und hienieden der Geringste zu sein.

Wenn ihr mit solchem Glauben, mit ganzem Herzen eurem Herrn dient, so werdet ihr Lohn nicht allein von den Menschen, sondern, was mehr ist, auch von Gott empfangen. Darum sollt ihr eure Arbeit fleißig thun, nicht als ob ihr Menschen dientet, sondern als ob ihr Gott dientet, wie dies denn auch nach Eph. 6 der Fall ist. In allen Dingen und bei jeder Arbeit habt Gott vor Augen, nicht die Menschen, denen ihr äußerlich dient. Darin gab der Bischof Paulinus von Nola ein Beispiel, als er selbst in Dienst trat, um einer Wittwe Sohn zu befreien. Nachdem er Alles, was er hatte, Gott dargebracht, gab er sich selbst hin, dem Herrn zu eigen, um des Sohnes der Wittwe willen. Betrübt euch auch nicht darüber, wenn euer Dienst euch vom

Ephes. 6, 5—8.

Kirchenbesuch abhält, denn ihr könnt und sollt in so guter Gesinnung eure Arbeit thun und dadurch Gott so sehr wohlgefällig sein, als ob ihr in der Kirche wäret. Nur müßt ihr dann eure Arbeit thun in solchem Glauben, wie ich ihn oben dargestellt habe. Gott fragt nicht darnach, was wir thun oder wo wir sind, sondern aus was für einem Herzen und aus welchem Glauben heraus wir unsre Arbeit thun.

Ferner sollen Knechte und Mägde sich hüten, ihre Herrn zu erzürnen. Ist dies aber geschehen, so sollen sie um Verzeihung bitten. Sie sollen den Herren gegenüber es nicht so genau nehmen, ein heftiges Wort vertragen lernen und sich hüten, widerspänstig zu sein oder den Herren frech zu antworten, da sie schuldig sind ihnen nachzugeben. Das ist es, was der Engel Hagar, Sara's Magd, gebot, die ihrer Herrin entflohen war (Gen. 16); er strafte sie und sagte ihr, sie solle umkehren und sich unter ihre Herrin Sara demüthigen. So soll auch der Knecht sich unter seinen Herrn demüthigen und ihn, wenn er ihn erzürnt hat, wieder versöhnen, wie durch Paulus der Sklave Onesimus wieder mit seinem Herrn Philemon versöhnt wurde, dem er entlaufen war.

1. Mos. 16, 9.

Aber ihr Herren sollt auch eure Diener gebrauchen als Menschen und nicht als Esel. Ihr

sollt freundlich und in Liebe mit ihnen umgehen und nicht wie Tyrannen. Sind doch die Diener eure Nebenmenschen und Brüder. Ihr sollt ihnen keine ungehörigen Lasten auflegen, sondern sie gebrauchen, wie ihr die Glieder eures eigenen Leibes zu dem Zweck, zu dem sie da sind, gebraucht; und wie ihr eure Glieder so sorgfältig wie möglich in Acht nehmt, so sollt ihr auch eure Diener schonen. Christus ist unser Haupt und wir Alle sind seine Glieder; ein Jeglicher ist ein Glied an Christi Leib, wie Paulus 1. Cor. 10 schreibt, er sei arm oder reich, Herr oder Knecht, Weib oder Mann.

1. Cor. 10 17.

Wie nun Niemand seine eigenen Glieder hasset, sondern sie so gut er kann in Acht nimmt, so sollen auch wir einander lieben und uns dienen und wie ein Glied dem andern beistehen. Früher war es Sitte, daß Einer den Andern Bruder nannte; das hatten die Apostel eingesetzt, damit die Heiden merkten, welche Liebe die Christen zu einander hätten. Jetzt dagegen findet man viele Herren, die ihre Dienstboten gebrauchen als wären es Esel und nicht Menschen, geschweige denn ihre eigenen Gliedmaßen. Dafür wird Gott einst strenge Rechenschaft von uns fordern.

Bei alledem rathe ich den Knechten, um Gottes willen Alles zu tragen, was ihr Herr ihnen auf-

legt, es sei denn, daß er ihnen Dinge auflege oder gebiete, die gegen Gott sind — dann müssen sie Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Vom Leben der Wittwen; eine kurze Unterweisung nach dem Evangelium.

1. Tim. 5. 6—14.

Der Apostel Paulus schreibt an seinen Jünger Timotheus im 5. Kapitel des ersten Briefes, eine Wittwe solle ihre Freiheit gebrauchen zur Ehre Gottes; sie solle bereitwillig den Armen dienen und ihnen die Füße waschen. Um nun den Armen mittheilen zu können, soll sie nicht müßig umherlaufen und in andrer Leute Häusern schwätzen, sondern soll zu Hause mit ihrer Hände Arbeit den Unterhalt verdienen. Sie soll sich hüten vor Müßiggang und Wollust im Essen und Trinken, denn damit geräth man in böse Begierden und manchmal in häßliche Sünden. Solche Wittwen aber, die in Fleisches-

luſt dahin leben, die ſind, wie Paulus in der obi=
gen Stelle ſagt, ſchon todt, ob ſie auch leben. Sie
ſtehen in großer Gefahr, und es wäre ihnen immer=
hin beſſer, ſich zum zweitenmale zu verehelichen, als
ſo in Müßiggang, in Hoffart und Fleiſcheslust zu
leben. Denn eine Wittwe, die in Freuden lebt
und keine Trübſal hienieden hat, begehrt nicht nach
dem ewigen Leben — und das iſt doch die ſchlimmſte
Blindheit, in die ein Menſch gerathen kann. So
ſollten ſie denn lieber wieder heirathen. Die Sorge
und Ordnung des Hauſes hält böſe Begierden fern.
Darum räth auch der Apoſtel in demſelben Kapitel
den Wittwen, die noch jung ſind, eine zweite Ehe an.